

KORRESPONDENZ

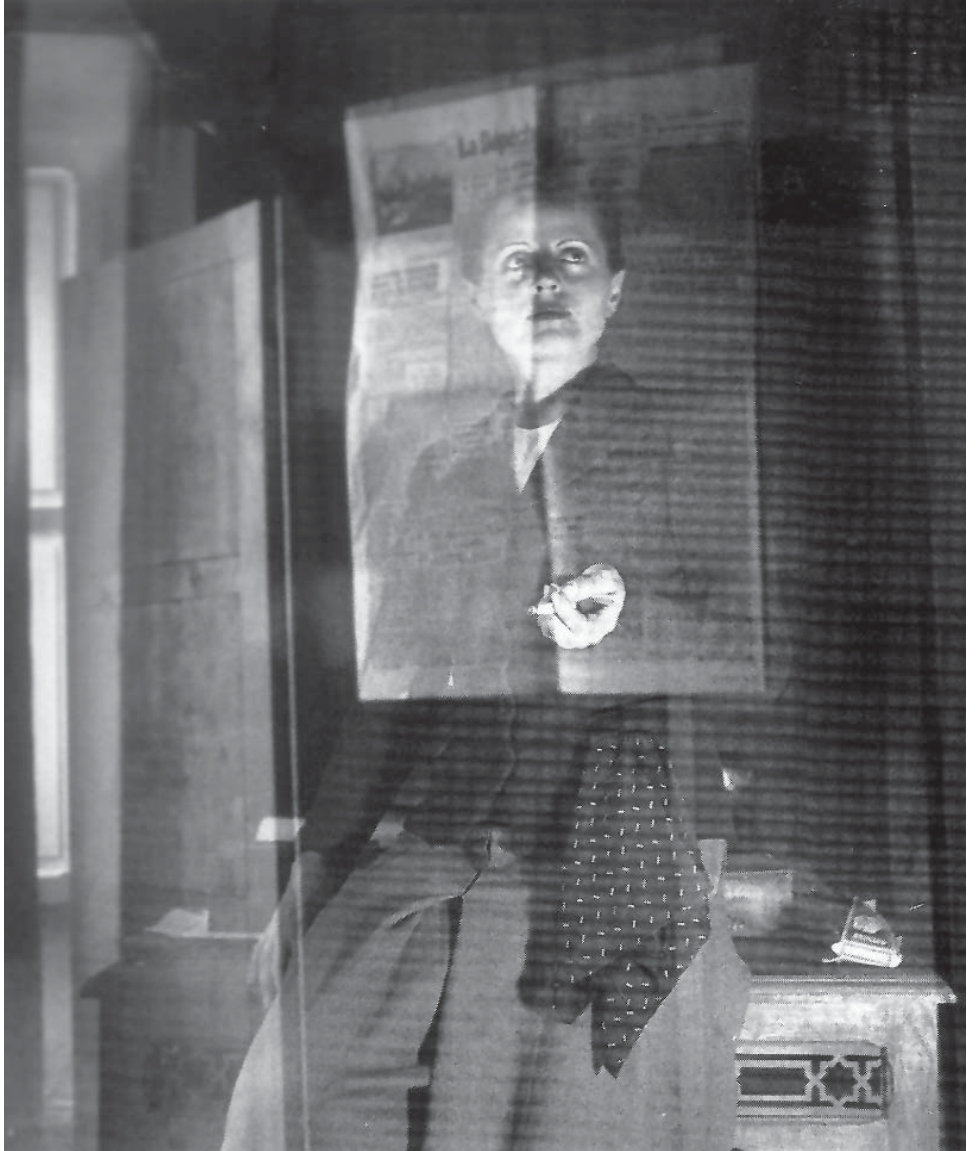
1311

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. August 2011

KULTURPOLITISCHE



OKR

Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcor.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Heinz Bartenstein

Man sieht nur, was man weiß

Zur Sächsischen Landesausstellung „Via Regia“ in Görlitz 3

Markus Bauer

Humanität ist erblich

Und bedingungslos: Ausstellung und Symposium zu Premysl Pitter 5

Norbert Matern

Eher im Licht denn im Schatten Berlins: Potsdam

Die Stadt entwickelt sich gegen den postsozialistischen Mahlstrom 7

Dieter Göllner

Transparenz und Konkurrenz

Internationaler Glaskunstpreis in Rheinbach 9

Gerolf Fritsche

Unterricht im Denken und Gedenken

Preis „Flucht, Vertreibung, Eingliederung“ für Eckard Scheld 11

Presse, Im- und andere Pressionen

Aus der „Neuen Zeitung“ Budapest 12

Anna Knechtel

Die böhmische Baronin

Johanna von Herzogenberg 14

Bücher und Medien

Hoffmann (Hg.): Bernhard A. Böhmer (*Hans-Gerd Warmann*) 16

Stutzer: Appassionata (*Georg Aesch*) 17

Viertel: Das unbelehrbare Herz (*Ulrich Schmidt*) 19

Dohmeier: Der Morgen (*Sabine Zucchi*) 20

Spiegelungen. Zeitschrift des IKGS 21

Literatur und Kunst

Jörg Bernhard Bilke

Die Mauer zerschnitt mein Leben

August 1961 23

A. Rotenberg

Temperament als Gestaltungskraft

Die SchauspielerIn Ingeborg Meyer 25

Frei im Netzwerk der Avantgarde

Gesamtschau Ré Soupault in Regensburg 26

Fotogene Montanindustrie

Thomas Voßbecks Bilder in Ratingen 28

Beutestreiben in künstlerischer Absicht

Meisterwerke der Jagmalerei in Ellingen 29

Die Schönheit des Fragwürdigen

Gerd Fabritius in Ulm 30

KK-Notizbuch 31

Wer bin ich, und wie viele?: Ré Soupault, Selbstporträt 1939

Bild aus der Ausstellung: s. Seite 26

Man sieht nur, was man weiß

Diese Erkenntnis der Reiseführer – gälte sie doch nur auch den Görlitzer Ausstellungsmachern mehr

Görlitz ist eine wunderschöne Stadt. Das gilt jedenfalls für die deutsche, die westliche Altstadtseite. Mit der 3. Sächsischen Landesausstellung „Via Regia“ wird 2011 eine Thematik von großer Symbolkraft aufgegriffen. Sie weist den Weg nach Görlitz von Ost wie von West. Dieser Beitrag beruht auf eigenen Eindrücken und unterscheidet sich damit von dem Presstext der KK-Ausgabe 1309. Es scheint wichtig, einen ungeschminkten Beitrag zu leisten, der durchaus anders ausfällt oder gar mißfällt.

Die Stadt Görlitz und ihr Kulturhistorisches Museum können sich glücklich schätzen. Für die Landesausstellung wurde in einer mehrjährigen Sanierung bis kurz vor der Eröffnung das Ausstellungsgebäude Kaisertrutz am Zugang zum Obermarkt aufwendig restauriert. Für die bauliche Ertüchtigung sind sechs Millionen Euro aus Landesmitteln ausgegeben worden.

Die Ausstellung „Via Regia“ ist in der Stadt allgegenwärtig wahrnehmbar, durch Hinweisschilder, durch Werbung und natürlich durch das Umfeld des Ausstellungsbaues. Das alles ist notwendig bei einem Großansturm von Gästen, das alles ist aber auch Ausdruck fast unbegrenzter finanzieller Mittel und eines gewissen Perfektionismus.

Reden wir erst am Ende von den Kosten und erst einmal weiter von der thematischen Umsetzung. Wie „verbildlicht“ man eine „Via Regia“ oder „Hohe Straße“, eine mittelalterliche Handelsverbindung? Hier setzt die Unschärfe der Umsetzung ein. Der politische Wille einer Ost-West-Verbindung mit einer gesamteuropäischen Dimension von Santiago de Compostella bis Kiew hat zu der netten Idee eines bunt beklebten Autos mit viel Werbematerial geführt, das auf dieser Strecke eingesetzt und filmisch in Szene gesetzt wurde. Die erste Ausstellungsetage läßt sich damit selbstgefällig füllen. Man kann an PC-Monitoren die imaginäre Route der Via Regia mit Autobahnstandards verfolgen, sich Informationen zu vielen Städten anse-

hen und auch die Videofilme vom Einsatz des Via-Regia-Werbewagens ansehen. Das ist nett und verbindend, aber auch beliebig.

In den drei weiteren Etagen sieht man jeweils etwas mehr als 100 Exponate. Sie wurden mit großem logistischem Aufwand ausgeliehen, viele in Polen, weniger in Tschechien und ein paar auch in der Ukraine. Doch je Etage finden sich nur ein Leittext an der Wand sowie auf dem ausgegebenen Audioguide

Kein Hof, aber schön und repräsentativ: der Görlitzer Schönhof birgt das Schlesische Museum

Bild: Museum



bis zu acht Geschichten. Die weitere Konzeption und Zusammenstellung, die Exponatabfolge und die Bezüge erschließen sich nur aus dem guten Katalog. Immerhin haben die Ausstellungsmacher noch ein Erläuterungsheft herausgegeben und verteilen es gratis. Denn die schönsten Objekte nutzen nichts ohne Einordnung. Was soll ein Gemälde des schlesischen Barockmalers Michael Willmann in der Ausstellung, wenn sein Name und Wirkungsfeld nicht beim Objekt beschrieben wird? Warum hängen zahlreiche Riesengebirgsgemälde in der Ausstellung, wo dieses Gebirge nicht an der Via Regia liegt? Beim genaueren Hinsehen und viel Hintergrundkenntnis ergeben sich die Zusammenhänge, aber diese Bildung kann nicht vorausgesetzt werden. Ebenso ist es mit den vielen aufgeschlagenen Büchern oder den Urkunden, die alt und ehrwürdig sind, deren bloße Titelblätter oder untranskribierten Texte jedoch keinen Erkenntnisgewinn bringen.

Es gibt auch viel famose Technik. Vor einem Bilderrahmen kann man sich digital fotografieren lassen und das Bild als E-Mail an eine beliebige E-Post-Adresse senden. In den Fensternischen dieser Etage hängen dann zahlreiche Monitore, die persönliche Porträts in elektronischer Endlosschleife zeigen. Ist das ein wirklicher Gewinn für die Ausstellung und somit eine notwendige Ausgabe? Schließlich ist das sehr beachtliche Budget von 5 (i. W. fünf) Millionen Euro ausgegeben worden.

Im Senckenberg Museum für Naturkunde gibt es dafür eine wirklich sehenswerte Ausstellung über die naturräumlichen Aspekte im näheren Görlitzer Umfeld der somit sagenhaften Via Regia. Wie wurde dort gejagt, welche landwirtschaftlichen Produkte wurden dort angebaut, wie hatten Nutzpflanzen (Flachs und Waid) Auswirkung auf die Produktion und den Handel? All dies sind interessante Fragen, die sicherlich auch noch besser zur Geltung kämen, wenn eine Fotoausstellung über Namibia in einem Neben-

raum zu einem anderen Zeitpunkt ins Programm genommen worden wäre und damit mehr Platz zur Verfügung gestanden hätte.

Auch das Schlesische Museum zu Görlitz hat eine Rolle im Via-Regia-Konzept bekommen. Dort wird die Bevölkerungsveränderung der Grenzstädte Mitte des 20. Jahrhunderts betrachtet. Zehn durchschnittliche Geschichten von Zeitzeugen wurden ausgewählt, obwohl es sicher einzigartigere gibt. So ist eine 40minütige Installation entstanden, die den Eindruck eines modernen Klangkunstwerkes macht. Ist man allein im Ausstellungsraum, was den Besuchern wohl häufiger vergönnt ist als der Museumsleitung lieb, so wird man sich vom Ton anziehen lassen können und auf den gerade sprechenden Bildschirm auch zuzugehen vermögen. Bei mehreren Besuchern verwirrt alles, und der Ton mag dann auch für die durchweg älteren Gäste zu leise sein. Ob solch eine Installation abgesehen vom erheblichen Aufwand und ebenfalls hohen Kosten wirklich ein adäquates Angebot oder eben eine der Thematik angemessene Darstellung ist?

Dazu lohnt der Eindruck von der vierten Ausstellung in Görlitz, die beim neuen Lausitzer Museum auf der Zgorzelecer Neiße-Seite in einem kleinen Gebäude zu sehen ist. Auf diese Ausstellung wird man trotz aller Guides und gutgemeinten Werbeträger in der Stadt ebenfalls nicht sofort aufmerksam. Welcher Gast hat auch Zeit, sich gleich vier Ausstellungen anzusehen? Doch es ist fast spektakulär, ja eine für Görlitz neue Dimension, daß ein polnisches Museum den Neuzug der Polen, und das heißt ja auch Auszug / Abschub / Vertreibung der Deutschen, so detailliert und vielseitig beschreibt. Da wird die Ausplünderung der Deutschen behandelt, da kommt die unbefriedigende Versorgung in der Randlage an einer auch aus polnischer Sicht unsicheren Grenze zum Ausdruck. Diese Ausstellung, durchgängig deutsch- und polnischsprachig, ist so vielfältig und auch mit bescheidenen Mitteln at-

traktiv gestaltet, daß sie mehr Zeit und Aufmerksamkeit erfordert sowie Erkenntnisgewinn bringt als die High-Tech-Variante des Schlesischen Museums.

Übrigens hat das Schlesische Museum zu seiner Ausstellung einen Katalog herausgegeben, der mit künstlerischen Installationsbildern aufwartet und so gar nicht mit der schwierigen Thematik im Rahmen transnationaler Erinnerungskultur harmoniert. Ob sich die große Experimentierfreude bewährt und einen tragfähigen Zukunftsweg weist?

Sind solche Experimente eigentlich in Zeiten knapper öffentlicher Mittel vertretbar? In Görlitz kann man sich darüber sein eigenes Bild machen. Offenkundig sind es aber weniger Besucher, ist der Ansturm auf die Landesausstellung magerer als angenommen und am Ende gar so enttäuschend wie die Witterungserwartungen an den Sommer 2011. All das sind subjektive Wahrnehmungen, doch mit einfachen Werbebotschaften sollte sich niemand zufrieden geben.

Heinz Bartenstein (KK)

Humanität ist erblich

Und bedingungslos: Ausstellung und Symposium zu Premysl Pitter

Vor 35 Jahren starb Premysl Pitter, eine Stele erinnert in Nürnberg an sein Wirken. Die mittelfränkische Metropole war auch die erste Station einer Wanderausstellung, die sich diesem Wohltäter widmet, der in schwierigen Zeiten Kinder deutscher, tschechischer und jüdischer Herkunft unterstützt hat.

„Europäischer Humanist Premysl Pitter“ lautet der Titel der Ausstellung, ein Seminar „Premysl Pitter – Ein Leben für Humanität, Frieden und Versöhnung“ in der Kolpingakademie Nürnberg galt ebenfalls diesem außergewöhnlichen Mann. Beide Veranstal-

tungen hatte die Ackermann-Gemeinde konzipiert und organisiert.

Als eine „Person, die durch festen Glauben und Mut in schwierigen Zeiten des 20. Jahrhunderts bedingungslose Humanität gezeigt“ habe, würdigte Martin Kastler MdEP, der Bundesvorsitzende der Ackermann-Gemeinde, bei der Ausstellungseröffnung Premysl Pitter. Dieser habe Haß und Fanatismus abgelehnt, dafür Menschlichkeit und Humanismus gezeigt. Als erfreulich bewertete Kastler, dass auch die Tschechische Republik diese Ausstellung fördert und damit

Sie haben das Erbe angetreten: Martin Kastler MdEP (Bundesvorsitzender der Ackermann-Gemeinde), Dr. Lenka Lajsková und Dr. Markéta Pánková (Pädagogisches Museum J. A. Comenius, Prag), Hans-Peter Schmidt (Honorarkonsul der Tschechischen Republik), Peter Daniel Forster (Bezirksrat)
Bild: der Autor



auch die Aufarbeitung der jüngsten Geschichte. „Pitter ist – wie die Ackermann-Gemeinde – ein Brückenbauer“, faßte Kastler zusammen und rief dazu auf, noch vorhandene Grenzen und Hemmschwellen in den Köpfen abzubauen.

Die Ausstellung erinnere auch an die Zeit Mitte des 20. Jahrhunderts mit Elend hüben wie drüben, meinte Hans-Peter Schmidt, Honorarkonsul der Tschechischen Republik, in seinem Grußwort. „Eine Jahrhunderte lange Erfolgsgeschichte wurde 1939 zerstört. Fast 50 Jahre wurden die Menschen in der CSSR von der kommunistischen Ideologie geprägt, während wir uns in der Bundesrepublik frei entfalten durften und den Wohlstand genießen konnten.“ Zu dem in der Ausstellung Gewürdigten meinte er: „Premysl Pitter hat uns den Weg nach Europa gezeigt – und sich um die Schwächsten gekümmert, die Kinder, die unsere Zukunft sind. Premysl Pitter gab uns viele Beispiele. Tragen wir dazu bei, daß aus der deutsch-tschechischen Gemeinschaft und Nachbarschaft eine Freundschaft wird“, appellierte Honorarkonsul Schmidt an die Besucher der Ausstellungseröffnung.

Über die Entstehung der Ausstellung informierte Dr. Markéta Pánková von dem in Prag tätigen Pädagogischen Museum J. A. Comenius. Die Ausstellung ist ein gemeinsames Projekt ihres Museums mit dem Institutum Bohemicum (Kultur- und Bildungswerk der Ackermann-Gemeinde). Basis war eine Ausstellung zum 110. Geburtstag Pitters, die zur Präsentation in Deutschland noch erweitert wurde.

Höhepunkt des Seminars über Pitter acht Tage später waren die Schilderungen von drei früheren „Pitter-Kindern“, die dessen Wirken persönlich erlebt haben. „Premysl Pitter war eine Gestalt, der man wirklich gerne zugehört hat“, faßte etwa Pavel Kohn zusammen, der als jüdisches Kind die Unterstützung Pitters erfuhr. Die Sudetendeutsche Brigitte Zarges brachte es so auf den Punkt: „Heute würde man sagen: Er hatte

Charisma. Er ist alles ruhig und menschlich angegangen, er ist auf jedes einzelne Kind eingegangen.“ Prägend waren für sie auch andere Wesensmerkmale Pitters. „Ich habe durch ihn Toleranz und Verständnis für andere gelernt, habe nie Haßgefühle gegen Tschechen oder andere Menschen entwickelt.“ Dies alles faßte der Berliner Hans Wunder, der als Kind wegen der Bombardierung Berlins in die Gegend von Reichenberg evakuiert worden war und am Kriegsende in die Vertreibung der Deutschen einbezogen wurde, wie folgt zusammen: „Pitter war von einer Sehnsucht nach Versöhnung und gegenseitigem friedlichen Zusammenleben erfüllt.“

Diese Aussagen bekräftigten auch die Referenten. Pavel Kohn beleuchtete Pitters Leben und Wirken für verwahrloste Kinder, später für deutsche und jüdische Mädchen und Jungen sowie dessen Vortrags- und Publikationstätigkeit in der Tschechoslowakei sowie nach seiner Flucht 1951 aus der Tschechoslowakei von 1952 bis 1962 im Valka-Lager in Nürnberg. Vor allem Pitters Einsatz für die deutsch-tschechische Versöhnung beleuchtete Franz Bauer vom Institutum Bohemicum. Für heute ergeben sich laut Bauer aus Pitters Wirken folgende Aufgaben: ein fruchtbares Zusammenleben der Völker in der europäischen Gemeinschaft, Überwindung der Grenzen, einvernehmliche Gestaltung der Nachbarschaft von Deutschen und Tschechen. Monika Zárská charakterisierte Olga Fierz, die starke Frau an Pitters Seite. Über die „Ideenwelt Pitters im Kontext der europäischen Entwicklungen seiner Zeit“ referierte Dr. Jan Stepán von der Premysl-Pitter- und Olga-Fierz-Stiftung in Prag. Laut Stepán bleiben für heute aus Pitters Wirken diese Botschaften: die bedingungslose Menschlichkeit, die Toleranz und der christliche Humanismus, der Pazifismus, die Menschenrechte und der Kampf um die Wahrheit.

Weitere Stationen der Ausstellung werden München und Wien sein.

Markus Bauer (KK)



Tradition beleben, Tristesse beheben: das Panorama von Potsdam

Bilder: Michael Lüder, Stadt Potsdam

Eher im Licht denn im Schatten Berlins: Potsdam

Die preußische, nunmehr brandenburgische Hauptstadt entwickelt sich gegen den postsozialistischen Mahlstrom in Deutschlands Osten

Im Gegensatz zu den meisten Regionen Mittel- und Ostdeutschlands verliert die Hauptstadt des Landes Brandenburg keine Einwohner, und die Zahl der Arbeitslosen ist verhältnismäßig klein. Rund 155 000 Potsdamer gab es zum Jahreswechsel 2010/11, und der Zuzug besteht hauptsächlich aus 16- bis 26jährigen und jungen Familien aus dem Westen. Folgerichtig sieht das Stadtentwicklungskonzept für demnächst 167 000 Einwohner in den nächsten Jahren den Bau von 4500 neuen Wohnungen vor. Für Familien gibt es ein bundesweit einmaliges Wohnungsbau-Förderprogramm. Platz dafür ist selbst in der Innenstadt, denn noch längst sind nicht alle Lücken geschlossen, die ein verheerender britischer Luftangriff am 14. April 1945 kurz vor Kriegsende riß, worauf sowjetisches Artilleriefeuer den Rest besorgte .

„Boomtown“ nennt der Baubeigeordnete Matthias Klipp (Bündnisgrüne) seine Stadt,

und Geschäftsführer Pirl im schicken Hotel Seminaris am Templiner See begrüßt seine Gäste im „reichen Potsdam“. Pirl hat gut lachen, denn auch der Seminar- und Kongreßtourismus nimmt zu, abnimmt dagegen die Zahl der Besucher der preußischen Schlösser. Generaldirektor Hartmut Dorgerloh von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten spricht von einem Rückgang von bis zu zwölf Prozent und macht dafür neben Vulkanasche und Finanzkrise auch die demographische Entwicklung verantwortlich. Erfolgreich waren dagegen drei Ausstellungen zu „Miß Preußen“, der Königin Luise, außerhalb Potsdams.

Dorgerloh setzt auf die Veranstaltungen zum 300. Geburtstag Friedrichs II. im Jahre 2012 mit der Jubiläumsausstellung im Neuen Palais, wo bereits kräftig renoviert wird. Künftig sollen auch über das Internet Einlaßkarten für die Schlösser, vor allem Sanssouci, erworben werden können. Nach Mei-

nung der „Potsdamer Neuesten Nachrichten“ war 2010 das Jahr der Welterbe- und Konjunkturpaket-Millionen, die in die Renovierung sowohl historischer Bauten als auch Sportstätten gesteckt wurden. Für 120 Millionen wird das Schloß wiederaufgebaut und soll den Landtag aufnehmen. Der TV-Moderator und Mitbürger Günther Jauch hat das bereits fertige Schloßtor gesponsert. Plattenbauten sollen weichen, viel vom barocken Potsdam wiedererstehen.

Das russische Viertel mit dem Museum Alexandrowska erinnert an Zeiten, wo die Russen als Verbündete, Zugereiste oder vornehme Gäste willkommen waren, die „verbotene Stadt“ der Sowjetzeit (1945 bis 1994) aber mit dem schmalenstrigen Haus des KGB läßt den Betrachter noch heute frösteln. Im russischen Viertel sind alle 13 Häuser erhalten, nur in einem wohnt noch die russische Familie Grigoriow, dazu gibt es das russische Teehaus mit russischen Gerichten.

Die jüdische Gemeinde ist zerstritten über die Baupläne der künftigen Hauptsynagoge. Im Streit über Fassade und Raumaufteilung kam es zur Gründung einer dritten Potsdamer Gemeinde.

Dreimal im Jahr kommen Niederländer traditionsgemäß ins Holländische Viertel, in dem keine Holländer mehr wohnen, sondern Investoren aus dem Westen dafür gesorgt haben, dass man dort wieder gerne bummelt, Boutiquen, Galerien in manchmal malerischen Hinterhöfen besucht und sich in den zum Teil urigen Restaurants und Cafés wohl fühlt. Zum Tulpenfest kommen die Niederländer mit 80 Ständen.

Wer sich davon überzeugen will, daß Walter Ulbricht den Mauerbau von 1961 lange vorbereitet hat, besuche den heute total vergammelten Bahnhof Pirschheide, an dem noch „Hauptbahnhof Potsd...“ steht. Schon 1956 baute ihn die SED-Staatsführung aus, damit man von dort aus Westberlin umfahren konnte. Der damalige Güterbahnhof wurde nach der Wende zum Hauptbahnhof von

Potsdam, den die Bundesbahn hauptstadtgerecht hergerichtet hat.

Preußische Geschichte begegnet einem auf Schritt und Tritt, und das nicht nur an den Gebäuden. Am Neuen Markt wirkt das Deutsche Kulturforum östliches Europa. Im königlichen Kutschstall bietet das Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte Vorträge, so z.B. „Von Preußen lernen? – Friedrich und die Preußische Armee nach dem Siebenjährigen Krieg“, „Friedrich II. und Frankreich: gemeinsame Berührungspunkte“, „Fürst Eulenburg – ein preußischer Edelmann“, „Friedrich II. als Gartengestalter“. Vieles ermöglicht die Studiengemeinschaft Sanssouci. Neue Forschungen und Vorträge zu Preußen bieten auch das Militärgeschichtliche Forschungsamt Potsdam und selbstverständlich auch die Universität und das Theodor Fontane Archiv.

Zu Preußen gehörte die evangelische Kirche, heute jedoch ist das Christentum zwar nicht aus dem Stadtbild, wohl aber weitgehend aus den Köpfen verschwunden. Die Kulturzeitschrift „Potsdam Life“ (Herbst 2010) widmet sich „Göttlichen Bauten, Kirchen und Gotteshäusern in Potsdam und Umgebung“. Einleitend muß die Chefredakteurin zunächst erklären, was Kirchen überhaupt sind: „Kirchenbauten sind Gebäude, die in der Regel durch eine Religionsgemeinschaft zum Gebet, zur Andacht und für Gottesdienste genutzt werden. Sie dienen der Versammlung der Glaubensgemeinschaft.“

*Ein bißchen hauptstädtisch,
ein bißchen heimelig*



Dabei gibt es genug Gotteshäuser in der Stadt. Einschließlich der Synagogen sind es 30. Glanzstück der Protestanten ist die Nikolaikirche, das der Katholiken die Propsteikirche Peter und Paul am Abschluß der Brandenburger Straße. Die Stiftung Garnisonkirche Potsdam betreibt deren Wiederaufbau, die 1991 von der Iserlohner Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel gestiftete Neuschöpfung hängt provisorisch in der Stadtmitte.

Die schicke vermeintliche Moschee mit Minarett und Mondsichel im Stadtzentrum ist eine Attrappe. Sie birgt seit ihrer Erbauung den Maschinenraum für die Stadtfontänen. Manchmal, so erzählt ein Taxifahrer schmunzelnd, sieht man am Freitag Muslime mit den Schuhen in der Hand, die dort beten wollen. Hinweise auf tatsächliche Moscheen aber sieht man nicht. Das wäre ein Service für muslimische Stadtbesucher.

Norbert Matern (KK)

Transparenz und Konkurrenz

Das Rheinbacher Glasmuseum macht zum 6. Mal mit dem Internationalen Glaskunstpreis von sich reden

Daß in Rheinbach am Himmeroder Hof ein Glasmuseum zu besichtigen ist, das einen Überblick über die Kunst der böhmischen Glasherstellung und -veredlung bietet, ist längst bekannt. Doch in diesem Sommer macht das Eifelstädtchen weit über die Grenzen hinweg auch wegen des Internationalen Glaskunstpreises 2011 von sich reden. Eine Ausstellung mit den 34 Glasobjekten, die angehende Kunsthandwerker aus europäischen Glasfachschulen für den Wettbewerb eingesandt haben, ist im Rheinbacher Glaspavillon „Hans-Schmitz-Haus“ bis zum 18. September 2011 zu besichtigen. Da das Ganzglasgebäude aus selbsttragenden Glaswänden besteht, sind keine Öffnungszeiten zu berücksichtigen, die Arbeiten sind rund um die Uhr zu sehen.

Der zum 6. Mal ausgerufene Internationale Glaskunstpreis der Stadt Rheinbach versteht sich als Nachwuchsförderpreis, der den Schülern im 2-Jahres-Rhythmus die Möglichkeit gibt, grenzüberschreitend in einen imaginären Dialog zu treten. Die Schirmherrschaft über das Projekt hat Androulla Vassiliou, EU-Kommissarin für Bildung, Kultur, Mehrsprachigkeit und Jugend, übernom-

Alles fließt – es sei denn, es erstarrt so schön wie „rebirth“ (Wiedergeburt) von Susanna Hohlstein

Bilder: der Autor

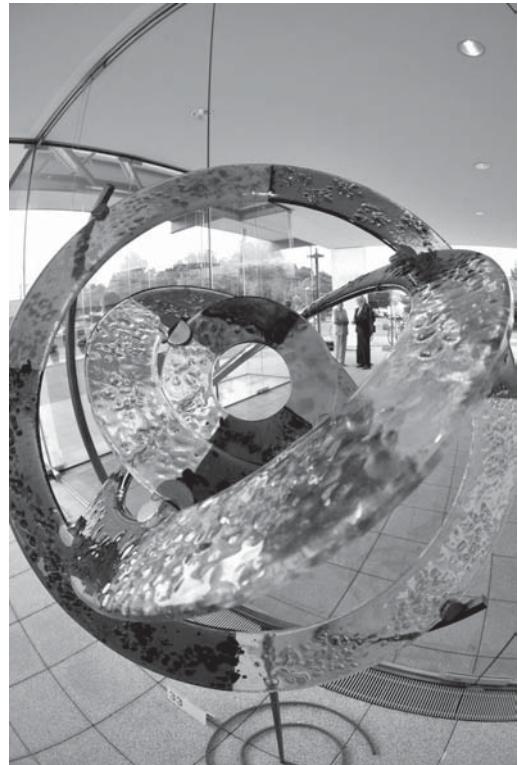


men – was die europäische Dimension des Wettbewerbs eindrucksvoll unterstreicht. Am diesjährigen Wettbewerb beteiligten sich neben dem Staatlichen Berufskolleg Rheinbach, der Erwin-Stein-Schule – Staatliche Glasfachschule Hadamar und der Glasfachschule Zwiesel auch die Glasfachschule Kramsach/Österreich, die Glaskunstfachschule Kamenicky Senov, Tschechien, das Tavastia Vocational College, Nuutajärvi, und Ikata/Kihniön Opetuspiste, Kihniö, Finnland, die Zespol Skola Plastycznych, Dabrowa Górnicza, Polen, sowie CERFAV, Vannes-le-Châtel/ Frankreich.

Die Fachjury hat bereits im Juli die Gewinner bekannt gegeben und sich auch für eine Belobigung ausgesprochen. Das Publikum hat allerdings noch bis zum 1. September 2011 Gelegenheit, sein Votum per Stimmkarte oder über das Internet für den „Alexandra-Bruns“-Preis abzugeben. Am 17. September findet die feierliche Preisverleihung durch die Schirmherrin Androulla Vassiliou statt.

Die eingereichten Wettbewerbsarbeiten zeigen ein durchweg hohes Maß an handwerklicher und technischer Qualität. Die Fachjury hat insbesondere den souveränen Einsatz unterschiedlicher Verarbeitungstechniken, die Kombination der Materialien Glas, Metall, Stein und Holz sowie spannungsvolle Themen bewertet.

Paulina Rutkowska vom Kunstlyzeum Dabrowa Górnicza (Polen) hat für ihr Arrangement „Sammler“ den 1. Preis erhalten. Archaisch anmutende Tiere sind in einem grob gezimmerten Kasten in Kombination mit dem gegossenen Glas dargestellt. Die Skulptur „Geteilte Verantwortung“ von Tii Heilomo vom Ikaalinen College of Glass and Design, Kihniö (Finnland), wurde mit dem 2. Preis bedacht. Bei der Gestaltung des Modells mit seinen Unter- und Überschneidun-



„Geteilte Verantwortung“ ist um so durchsichtiger: kinetisches Objekt von Tii Heilomo

gen der Figuren ist große Kunstfertigkeit erkennbar. Madeleine Krüger von der Glasfachschule Zwiesel (Deutschland) wiederum hat mit der Komposition „Vier Kelche“ den 3. Platz belegt. Die anspruchsvolle handwerkliche Ausführung und die sichere Kombination der verschiedenen Bearbeitungstechniken haben überzeugt.

Susanna Hohlstein vom Staatlichen Berufskolleg Rheinbach erhielt für das Objekt „rebirth“ (Wiedergeburt) eine Belobigung. Der experimentelle Umgang mit Glas und die Demonstration seiner vielfältigen Eigenschaften haben gepunktet.

Dieter Göllner (KK)

Unterricht im Denken und Gedenken

Preis „Flucht, Vertreibung, Eingliederung“ für Eckard Scheld

Nach eingehender Beratung hat die Jury aus einem Kreis von mehr als 50 Kandidaten Studiendirektor Eckhard Scheld als verdienten Träger des Hessischen Preises „Flucht, Vertreibung, Eingliederung“ 2011 vorgeschlagen. Der hessische Sozialminister ist diesem Vorschlag gefolgt.

Eckhard Scheld arbeitet an der Wilhelm-von-Oranien-Schule in Dillenburg. Darüber hinaus ist er seit Jahren in der Lehrerbildung tätig und führt Begegnungen seiner mit Schülern vor allem in östlichen Nachbarländern durch. Unter ihnen ragt eine heraus, die jetzt auch bei der Preiszuerkennung eine Rolle spielte. Sie liegt bereits 20 Jahre zurück und führte 1991 in die Stadt Aussig (Usti) an der Elbe. Die Schüler der zehnten Klasse der Wilhelm-von-Oranien-Schule aus Dillenburg in Hessen hatten sich bereits im Jahr zuvor intensiv mit dem deutsch-tschechischen Verhältnis beschäftigt und hatten an dem hessischen Schülerwettbewerb „Aufbruch in ein neues Europa“ teilgenommen. Mit dem Gewinn aus dem Wettbewerb verwirklichten sie dann die einwöchige Studienreise. Die hessische Landeszentrale für politische Bildung hatte zur Begründung des Sonderpreises an die Schüler formuliert: „Anerkennung verdient insbesondere das vielfältige Engagement für die Verständigung zwischen beiden Völkern.“

Heute auf diese Begegnung angesprochen, berichtet Eckhard Scheld, daß er 1990 – wie fast alle Welt – neugierig auf die Entwicklung in der Tschechoslowakei unter ihrem charismatischen Präsidenten Václav Havel war. Dieses Gefühl habe sich auf die Schüler übertragen und bei einigen sogar zur Begeisterung geführt. Diese hatten bereits während des Wettbewerbs einen offenen Brief an den Primator der Stadt Aussig gerichtet mit der Bitte, an der Elbebrücke eine Gedenktafel zur Erinnerung an das Massaker

von 1945 anzubringen. Eine Antwort erhielten sie nicht. Das ungesühnte Massaker ließ den deutschen Schülern aber keine Ruhe.

Sie schrieben dann an Jiri Grusa, den tschechoslowakischen Botschafter in Bonn, der zur deutschfreundlichen Elite seines Landes gehört und aufgeschlossen genug war, die Idee gut zu finden und die Schüler in ihrem Anliegen zu bestärken. In die Hoheit der Stadt konnte er zwar nicht eingreifen. Er ermutigte aber die Dillenburger Schüler auch zum Besuch ihres tschechischen Nachbarlandes, „das nach langer Zeit mit offenen Händen seine Gäste empfängt, Gäste, die mit der begrüßenswerten Absicht kommen, tiefe und persönliche Kontakte zu knüpfen und ihren Beitrag zum Abbau alter Vorurteile als Priorität bei der Durchsetzung des alten Traumes vom vereinigten Europa zu betrachten“. Und weiter: „Leider haben wir auf euren Brief an die Stadt Usti/n. L. noch keine Antwort erhalten. Wir bleiben aber in dieser Angelegenheit noch miteinander in Kontakt und werden es euch sofort wissen lassen, wenn wir darüber Informationen erhalten.“

Ihrem Fachlehrer Eckhard Scheld war es inzwischen gelungen, zur Durchführung einer Schülerbegegnung mit dem örtlichen Gymnasium Stavbaru Kontakt aufzunehmen. Die Schüler erlebten trotz der Abweisung durch den Primator bei dieser Begegnungsreise in Aussig einige unerwartet interessante Tage mit den tschechischen Schülern. Sie wurden begleitet von dem Schriftsteller Ota Filip und einem Team des Bayerischen Rundfunks. Nicht wenig erstaunt waren sie, als sie mit den tschechischen Kollegen und Lehrern über das Geschehen auf der Brücke sprechen wollten. Die tschechischen Schüler und offenbar auch die Lehrer wussten fast nichts. Das tat der Freundschaft der jungen Leute keinen

Abbruch. Der Begegnung in Aussig folgte der Gegenbesuch 1992 in Dillenburg.

Für eine Gedenktafel an der Aussiger Brücke war die Zeit Anfang der 1990er Jahre noch nicht reif. Aber die Aktion wurde zu einem kleinen Anstoß, der schließlich allen Hindernissen zum Trotz zu der ersten Gedenktafel an das Pogrom auf der Brücke im Jahre 2005 führte. Auf Anregung ihres Lehrers hatten die Schüler nach der Devise gehandelt: Wer der Wahrheit zum Sieg verhelphen will, darf sie sich nicht selbst überlassen.

Mitentscheidend für die Zuerkennung des Preises waren auch zwei DVDs über den „Weg der Königsberger Diakonissen von Königsberg nach Wetzlar“. In einem Unterrichtsprojekt der Spurensuche in Hessen am Altenberg bei Wetzlar, die weiterführte über die Zwischenstation Berlin bis nach Kaliningrad im Königsberger Gebiet, brachte Eckhard Scheld die Schüler dazu, diesen Film zusammenzustellen. Die unterrichtliche Entfaltung des Projekts und die Mobilisierung der Fertigkeiten der beteiligten Schüler brachten es mit sich, dass der Film auch

auf russisch synchronisiert werden konnte und somit das Projekt eine besondere Wirkung der Verständigung im Kaliningradskaja Oblast entfaltete. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß das russische Personal des heute weiterbestehenden Krankenhauses in Königsberg/Kaliningrad eine genaue Information darüber sehen kann, wer den Grund für ihr Krankenhaus zu preußisch-deutscher Zeit gelegt hat, wie das Schicksal derer verlief, die es vor ihnen führten und wie die Wetzlarer Diakonissen nach der Wende den Kaliningrader Schwestern geholfen haben.

Eckhard Scheld hat mit Schülern und Lehrern – auch über Hessen hinaus – zahlreiche Begegnungen angeregt und durchgeführt. Schüler führt er immer wieder bei Projekt- und Hausarbeiten sowie in Wettbewerben zu Höchstleistungen. Das geht weit über die üblichen Pflichten eines Lehrers hinaus. Einige Male wurde das bereits bekannt

Die Verleihung des Hessenpreises „Flucht, Vertreibung, Eingliederung“ des Jahres 2011 fand am 18. Juni 2011 am „Tag der Vertriebenen“ während des 51. Hessentages in Oberursel statt. *Gerolf Fritsche (KK)*

Presse, Im- und andere Pressionen In Ungarn, Deutschland – und anderswo

Das Hin und Her um ethnische Zugehörigkeit, Isolation und Integration – es führt offenbar europaweit zu nichts anderem als intellektueller (Selbst-)Desintegration. Was allemal hilft, ist ein Quentchen Ironie, das man zumal in Deutschland so oft bitter vermißt. Ironie vermag schließlich nur zu leisten, wer sich auch Selbstironie leistet. Drum übernehmen wir diese erfrischende Glosse aus der in Budapest erscheinenden „Neuen Zeitung“.

Auch wer dem Fernsehen nicht zugeschaut hat, wird in Ungarn wohl wissen, wer Renata Tolvai ist. Das junge Mädchen aus Großwardein in Rumänien sang sich bis zum Sieg in einem Gesangstournier für junge Talente. Sie sprach bereits während der Show in kurzen Sätzen, man hatte manchmal das

Gefühl, als wäre sie sprachlich unsicher, aber welche Neunzehnjährige ist es heute nicht? Nur spärlich sickerten dann die Informationen durch, daß unsere Renata väterlicherseits ungarischer, mütterlicherseits rumänischer Herkunft sei und daß sie ihr Glück mit dem Singen bereits auch in Rumänien ge-



Angesichts von Gert Fabritius' Bild von Sisyphos fällt es schwer, Camus zu folgen und sich diesen als glücklichen Menschen vorzustellen. Eher gilt die Schlußfrage des Textes: „Weiß der Teufel, wozu es uns überhaupt gibt. Nicht wahr?“

Bild aus der Ausstellung: vgl. S. 30

sucht hatte. Vor allem mit der Oma habe sie ungarisch gesprochen, deshalb habe sie Schwierigkeiten mit der Sprache, bekannte sie später.

Reni ist ein liebenswertes Mädchen, und singen kann sie auch. Ich habe mir überlegt, was wäre, wenn eine begabte Ungarndeutsche mit einem ungarischen Paß und in Ungarn lebend an einer ähnlichen Show in Deutschland teilnehmen und eventuell gewinnen würde? Die ganze deutsche Presse würde von einer begabten Ungarin mit guten Deutschkenntnissen schreiben. Mit keinem Wort würde man versuchen, aus der talentierten Ungarin eine Deutsche zu machen.

Und was ist hier passiert: Man hat kaum über Renis rumänische Wurzeln gesprochen, sie wurde von Anfang an als eine Ungarin behandelt, als eine von hier, die ihre Wurzeln eben in Großwardein hat. Es zählen nicht ihre rumänischen ethnischen Wurzeln und daß sie besser Rumänisch als Ungarisch spricht. Das ist mir persönlich sympathischer als das, was ich mir über das mögliche Schicksal einer Ungarndeutschen in Deutschland vorstellen könnte.

Dann hat Reni einen Heimatbesuch gemacht, sie erhielt sogar eine Auszeichnung von der Stadt, weil sie mit ihrem Sieg viel für Großwardein geleistet habe. Eine schöne Geste, mich freut es. Doch ich habe kein einziges Bild und gar keinen Bericht darüber in der ungarischen Presse gesehen. Wer braucht schon eine rumänische Reni, wenn man soviel für ihre Magyarisierung getan hat? An Berichterstattung kam das große Nichts, nur eine kleine wortkarge Meldung. Ich kann mir gut vorstellen, wie die deutsche Presse über unsere „Ungarin“ berichtet hätte.

Wer nicht astrein ist, wird in manchen Ländern einverleibt, in anderen ethnisch-kulturell draußen vor der Tür gehalten. Schuld sind daran natürlich nicht die Länder und Staaten, schuld sind wir, die nicht so einfach eingeordnet werden können. Weiß der Teufel, wozu es uns überhaupt gibt. Nicht wahr?

cl (Neue Zeitung Budapest – KK)

Die böhmische Baronin

Johanna von Herzogenberg, beherzte und begeisternd kreative Sachwalterin der Kultur aus den böhmischen Ländern

Am Fronleichnamstag hat Dr. Johanna von Herzogenberg in München ihren 90. Geburtstag begangen. Eines der hervorstechendsten Merkmale dieser hochgebildeten, lebensbejahenden Frau kommt in einem einfachen Satz ihres Freundes Ferdinand Seibt zum Ausdruck, den dieser in Erinnerung an die ersten Zusammentreffen im Jahre 1949 niederschrieb: „Damals versuchte Johanna von Herzogenberg in uns zu wecken, was man im Rückblick als böhmischen Patriotismus bezeichnen könnte.“ Diesen böhmischen Patriotismus hat sie auch in den über 60 nachfolgenden Jahren mit der ihr eigenen Art vertreten und weitergegeben.

Die „Baronin“, so wird sie respektvoll und liebevoll zugleich genannt. Denn sie kam als Johanna Maria Aglae Bertha Edeltrude Natalie Piccot de Peccaduc Freiin von Herzogenberg am 23. Juni 1921 auf Schloß Sychrov bei Turnau in Nordböhmen zur Welt. Mutter und Vater entstammten französisch-bretonischen Adelsfamilien, deren Vorfahren vor den Bedrängnissen der Revolution nach Österreich geflüchtet waren. In Birnai bei Schreckenstein an der Elbe verlebte sie eine frohe Kindheit im Kreis von sechs Geschwistern, von denen sie drei Brüder verlieren sollte, ein Schatten, der sie ihr Leben lang begleitete.

1939 begann sie an der Prager Karlsuniversität das Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte, das sie 1943 mit der Promotion abschloß. Die Kunstgeschichte war es schließlich, der sie sich ein Leben lang mit Ausdauer und Leidenschaft widmen sollte. Als sie auf Anraten ihres Doktorvaters zwei Auslandssemester in Tübingen verbrachte, kam sie in Kontakt mit der dortigen katholischen Studentengemeinde und Mitgliedern des katholischen Widerstands. Diese Erfahrung festigte ihren Glau-



Bild: Adalbert Stifter Verein

ben, nach dem sie fortan ihr Handeln und Denken ausrichtete.

Nach Beendigung ihres Studiums arbeitete sie für die Deutsche Akademie zunächst ein Jahr in Antwerpen und dann in Dresden, das sie einen Tag vor den verheerenden Bombenangriffen in Richtung Prag verließ. Hier erlebte sie das Kriegsende, aber keine Befreiung: vier Wochen lang war sie in einem Kino eingesperrt, dann folgte ein Jahr Zwangsarbeit in der Nähe von Melnik. Im April 1946 wurde sie ausgewiesen.

Nachdem sie in Düsseldorf eine Ausbildung zur Verlagsbuchhändlerin absolviert hatte, erhielt ihr Leben im Jahr 1952 eine neue Richtung, als sie zum 1. Dezember Geschäfts-

führerin des Adalbert Stifter Vereins wurde, der Sammel- und Orientierungspunkt für Wissenschaftler und Künstler aus den böhmischen Ländern war. 33 Jahre lang sollte sie unter fünf aufeinanderfolgenden Vorsitzenden Künstlertreffen in Regensburg organisieren, Vorträge und Vorlesungen halten, Rundfunksendungen gestalten, Bücher schreiben und herausgeben (Kulturführer „Prag“!), Studienreisen und Einzelveranstaltungen durchführen, oft in Zusammenarbeit mit der Ackermann-Gemeinde. Zu ihren besonderen Verdiensten gehört die Gründung der Ostdeutschen Galerie in Regensburg. Ihr Anliegen, die Kultur der böhmischen Länder als Teil des europäischen Kulturraums bewußt zu machen, verwirklichte sie gemeinsam mit renommierten Institutionen in Ausstellungen, von denen besonders die über Karl IV. (1978), Johannes von Nepomuk (1971) und Wallfahrt ohne Grenzen (1984) zu nennen sind. Wann immer es möglich war, arbeitete sie dabei mit tschechischen Fachleuten zusammen und hielt Kontakt in die alte Heimat.

Als sie 1968 die Nachricht vom Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die CSSR erhielt, stellte sie sich dem von inter nationes gegründeten „Fliegenden Büro“ zur Verfü-

gung, das tschechoslowakische Flüchtlinge unterstützte. Die Konsequenz war ein Einreiseverbot in die CSSR, das erst durch die Samtene Revolution hinfällig wurde.

1986 übergab sie die Geschäftsführung des Adalbert Stifter Vereins an Peter Becher, ohne aber in den „Ruhestand“ zu treten: zahlreiche Reiseleitungen, die Förderung vieler junger Menschen, Reisen nach Nordböhmen und Prag, wo ihr stets ein Gästezimmer im Kloster Strahov offenstand, der Vorsitz der Deutschen Jakobus-Gesellschaft, die alljährliche Wallfahrt nach Letarovice bei Sychrov hielten die „Baronin“ in Bewegung.

Nachdem sie im April 2008 nach vielen weiteren Auszeichnungen (Bundesverdienstkreuz, Bayerischer Verdienstorden, Kulturpreis der Stadt Regensburg, Silvester-Orden, Goldene Nadel der Ackermann-Gemeinde, Medaille za zásluhy der Tschechischen Republik) die Goldene Medaille der Karlsuniversität entgegengenommen hatte, wurde es ruhiger um sie.

Aus Anlaß ihres 90. Geburtstags wird ihr das Sudetendeutsche Institut im Herbst eine Ausstellung widmen.

Anna Knechtel (KK)

Klosterdämmerung in Schlesien

Das Haus der Heimat Baden-Württemberg zeigt vom 5. bis zum 28. September 2011 in der Bibliothek die Ausstellung „Klosterdämmerung – vom Umbruch zum Aufbruch. 200 Jahre Säkularisation in Schlesien am Beispiel der Zisterzienser“.

Vor 200 Jahren verstaatlichte Preußen den Besitz der Stifte, Klöster, Ordensgemeinschaften und anderer kirchlicher Einrichtungen. Darunter befanden sich auch die sieben Niederlassungen der Zisterzienser

in Schlesien: die Abteien Leubus, Heinrichau, Kamenz, Grüssau; die Zisterzienserinnenabtei Trebnitz und die Zisterzen Rauden und Himmelwitz. Diese Säkularisation veränderte die kirchliche, kulturelle und wirtschaftliche Situation Schlesiens nachhaltig und stellte eine gravierende Zäsur dar.

Die Präsentation auf großformatigen Tafeln geht auf Hintergründe und Ursachen der Säkularisation und ihre Folgen ein. (KK)

Bücher und Medien

Schattenmann der Kunstgeschichte

Heike Hoffmann (Hrsg.): Ein Händler „entarteter“ Kunst. Bernhard A. Böhmer und sein Nachlaß. Schriften der Forschungsstelle „Entartete Kunst“, Band III. Eine Initiative der Ferdinand-Möller-Stiftung. Akademie Verlag/Oldenbourg Wissenschaftsverlag, Berlin / München 2010, 488 S., großer Teil Bildrepros der Kunstwerke, zahlr. Fotos

Dieser umfangreiche Bild- und Textband ist eine minutiöse Bestandsaufnahme jener Kunstwerke, die einst unter dem Stichwort „Entartete Kunst“ diffamiert und in deutschen Museen beschlagnahmt wurden und den Bildersturm der Nazis überlebt haben. Bernhard A. Böhmer war einer der wichtigsten Kunsthändler im „Dritten Reich“ und vermittelte nachweislich, wie es im Vorwort zu dem Buch heißt, „Werke an das geplante ‚Führermuseum‘ in Linz und soll als einer der zentralen Verbindungsmänner die Handelsströme zu Adolf Hitler aus dem In- und Ausland zusammengefaßt haben. Böhmer arbeitete unter anderem zusammen mit Walter Andreas Hofer, dem Hauptlieferanten für Hermann Görings Kunstsammlung, und gehörte zu den wenigen Kunsthändlern, die von Joseph Goebbels' Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda zur ‚Verwertung‘ der 1937 in deutschen Museen als ‚entartet‘ beschlagnahmten Kunstwerke ermächtigt waren. Und doch ist bis heute über Bernhard A. Böhmer und seine Rolle im NS-System wenig bekannt. Als er sich im Mai 1945 beim Einmarsch der Roten Armee in Güstrow mit seiner Frau das Leben nahm – nur sein Sohn überlebte –, hinterließ er keine Geschäftspapiere – so wird es

zumindest von seinen Zeitgenossen überliefert.“

Nach dem Freitod des Ehepaars Böhmer sorgten Freunde dafür, das 613 Werke (27 Gemälde, 6 Plastiken, 23 Aquarelle, 20 Zeichnungen und 537 Druckgraphiken) aus Böhmers Hinterlassenschaft erhalten blieben und heute im Kulturhistorischen Museum in Rostock aufbewahrt werden. Es handelt sich hier um einst beschlagnahmte Arbeiten aus deutschen Kunstmuseen, die im Auftrag des NS-Regimes ins Ausland verkauft werden sollten. Wie es in zeitgenössischen Überlieferungen heißt, soll die Sammlung, die ursprünglich im Hause Böhmers in Güstrow verborgen worden war, dem Rostocker Museum 1946 von der Sowjetischen Militäradministration zur Verwahrung übergeben worden sein. Unter diesen Kunstwerken befinden sich auch 52 Werke aus dem ehemaligen Besitz des Städtischen Museums in Stettin. 1937 wurden in Stettin etwa 300 Gemälde, Handzeichnungen, Aquarelle und Graphiken aus dem Haus auf der Haken-terrasse gewaltsam entfernt (siehe unseren ausführlichen Bericht über diese Aktion im „Stettiner Bürgerbrief 2007“).

Davon sind gerettet worden:

Heinrich Kampendonk (1889–1957): „Frau am Ofen“. Holzschnitt 1919.

Erich Heckel (1883–1970): „Stralsund“, Holzschnitt 1912; „Beim Vorlesen“, Holzschnitt 1914; „Bildnis PR.“, Holzschnitt 1915; „Räuber“, Holzschnitt 1915; „Armierungssoldat“, Lithographie 1916; „Badende Soldaten“, Lithographie 1916; „Bei Gent“, Lithographie 1916; „Flandrische Ebene“, Lithographie 1916; „In der Muschelstube II“, Lithographie 1916; „In der Tram“, Lithographie 1916; „Wolken“, Holzschnitt 1917; „Handstand“, Lithographie 1922; „Hand-

stadt“, Farblithographie, fünf Farbdrucke 1922;

Ludwig Meidner (1884–1966): „Selbstbildnis mit Stichel“, Radierung 1920; „Spartakist (Berliner Spartakist)“, Radierung 1920.

Werner Schmidt: „Kampfszene“, Lithographie 1917.

Kurt Schwerdtfeger: (1897–1966): „Widder“, Terrakotta, o. J.

Unbekannter Künstler: „Schlafendes Mädchen mit entblößter linker Brust, von einem Mann belauert“, Holzschnitt, o. J.

Willi Womsk (Lebendaten unbekannt): „Mädchen“, Lithographie o. J.

Dieses Buch ist nicht nur ein brillantes Nachschlagewerk, sondern berichtet auch ausführlich über das Schicksal der von Böhmer gesammelten Kunstwerke. Durch die sorgfältige Auswertung unbekannter Quellenmaterials wurden 1700 Werke der von den Nationalsozialisten veremten Kunst im Nachlaß des Kunsthändlers in Güstrow nachgewiesen. Die hier veröffentlichten Listen geben genaue Auskunft über jedes Werk, machen detaillierte Angaben zum behandelten Objekt, zur Beschlagnahme, verzeichnen, was weiter mit dem Kunstgegenstand geschah und wo das Kunstwerk in der Nachkriegszeit verblieben ist. Das alles wird unterstrichen und verdeutlicht durch bisher unveröffentlichte Fotos, neue Erkenntnisse und Analysen der Kunstgeschichte. Das Buch ist ein wichtiger Markstein zur Aufarbeitung der nationalsozialistischen Kunstpolitik.

Hans-Gerd Warmann (KK)

Zeitgenössische Hintergründigkeit, unzeitgemäße Lauterkeit

Dietmar Stutzer: Appassionata. Roman. Selbstverlag Dietmar Stutzer, Maisreith 10, A-4143 Neustift, Österreich, 448 S.

Dieses Buch ist eine Verstörung.

Das liegt zum einen daran, daß Dietmar Stutzer zwar ein sehr klares, eloquentes und zuweilen poetisches Deutsch schreibt, seinen Text allerdings ohne Rücksicht auf typographische Regelzwänge hat in den Mengensatz fließen und drucken lassen, wobei die einwandfreie Rechtschreibung einerseits ebenso auffällt wie andererseits die scheinbar zufallsgenerierte Zeichensetzung. Die Erklärung findet sich in der Technik der Herstellung. Das Buch ist nämlich kein Buch in der Nachfolge von Gutenberg, sondern der Ausdruck einer Computerdatei mit Buchdeckeln, ein „Book on demand“, das bei Bedarf entsteht und nicht auf Lager liegt.

Zum anderen aber reißt der Autor hier mit leidenschaftlicher Wortgewalt Vorhänge, Schleier und Camouflagen auseinander und gibt den Blick frei auf Hinter- und Abgründe der Zeitgeschichte und Gegenwart, die einem auch dann Schwindel verursachen, wenn man sich begütigend einredet, hier würden Einzelfälle dramatisch verallgemeinert. Selbst als Einzelfälle sind sie nämlich dramatisch genug.

Verfolgt werden unheilvolle Wucherungen der fatalen „Allianz von Macht und Medizin“ aus dem „Dritten Reich“ herüber in die Bundesrepublik Deutschland, überhaupt die Verheerungen, die das aus jenen unmenschlichen Zeiten überkommene Personal in einer demokratisch verfaßten, jedoch für die Machenschaften übelwollender „Netzwerker“ um so anfälligeren Gesellschaft anrichtet. Aus der Perspektive einer der Einsicht, Liebe und Bewunderung ebenso fähigen wie würdigen Frau werden deren eigenes und die Schicksale zweier Männer der Kriegs- bzw. der Nachkriegsgeneration so ausgeleuchtet, daß man erkennt, wie überlebende Nazis und Kryptonazis Strukturen des bundesdeutschen öffentlichen Lebens bis hin ins Beamtentum und in die Justiz zu infiltrieren und zu nutzen wissen, um das schändliche Erbe zu decken und das erschacherte Erbe weiterzupflegen. „Perso-

nen der Zeitgeschichte sind mit ihren historischen Namen kenntlich, ebenso Institutionen. Die übrigen handelnden Personen sind Fantasiegestalten. Ähnlichkeiten sind beabsichtigt.“ Eine fürsorgliche Drohung, „to whom it may concern“.

Bei dieser mager gerafften Skizze eines dicken Buches mag der Eindruck entstehen, man hätte es mit einem eher simplen Kolportageroman etwa Simmelschen oder Konsalikschen Zuschnitts zu tun. Dabei kommt Dietmar Stutzers Erzählung mit einer Wucht daher, die eine Ahnung von dem vermittelt, was man einst unter Epik verstanden und erwartet hat. Die Dinge beim Namen nennen ist eine Herausforderung für Schreiber und Leser. Schicksal und Geschichte in fataler Verquickung, Tragik und Grotteske, aber auch menschliche Größe und moralische Strahlkraft werden bar jeder modernistischen Relativierung in Dialogen und Monologen erhellt, denen zwar Lebendigkeit abgeht, die jedoch gerade durch ein „naives“ Vertrauen auf das blanke Wort, durch die Abwesenheit von „Kunsth Handwerk“, durch eine zutiefst unzeitgemäße Lauterkeit der Sagweise berühren und bewegen.

Unzeitgemäß, das auch: So wirkt die wiederkehrende Beschwörung verflossener europäischer Größe, (land-)wirtschaftlichen wie kulturellen Großmuts, vom Adel tradierter Wertbeständigkeit, „alteuropäischer Universalität“ von Brügge über Krakau bis Budapest, diskreter Noblesse und mit Würde gepaarter Leidenschaft. Der Roman hat allerdings auch viel, bisweilen sogar alles, mit Vertreibungen zu tun. Die tote Heldin, die Ärztin Irma, die sich selbst zur Gräfin gemacht hat und die von der Erzählerin, Ärztin auch sie, vertreten wird, wurde 1944 als Zehnjährige vor dem Inferno Ostpreußens unter dem badischen Dilsberg bei Heidelberg in Sicherheit gebracht. Als erwachsene Frau hat sie sich zur „Über-Heidelbergerin“ gemacht, die sich vor allem selbst beweisen wollte, daß sie schon immer nur zu

Heidelberg gehört hatte – eine bei Vertriebenen der zweiten Generation häufige tiefenpsychologische Reaktion. Der in Deutschland nach 1956 geborenen Ungarin Nadja sind auf epigenetischem Wege die Schrecken des Rákosi-Regimes vererbt worden, die ihre Eltern, vor allem ihre Mutter, erfahren haben. In Deutschland ist sie im vollen Vertrauen auf seinen Medizinapparat in eine nicht mehr heilbare Katastrophe ihres Frauenlebens gelaufen, voll ähnlichem Vertrauen wie jenem, mit dem Ankömmlinge auf die Ärzte auf den Selektionsrampen von Auschwitz zugegangen sind. Erst belgische Ärzte haben gut gemacht, was noch gut zu machen war. Doch auch die tragenden Gestalten, die im „freien“ Westen leben, im Neckartal oder im schönen Chaos von Brüssel, sind Flüchtlinge, die Schutz finden – im „Osten“. Es sind slowakische und polnische Partner, die ihnen Schutz und Sicherheiten bieten, in denen sie ihre große schrecklich schöne Passion füreinander finden. Wie geteilt und doch zusammengehörig Europa einmal war, wird vor allem in der Angstfahrt der Ärztin Irma von Wien zur damals tschechoslowakischen Grenze und dann in ihrem Ankommen in großer Vertrautheit beschrieben.

Es tun sich Ressorts auf, die man in alten Romanen und Dramen für immer beschlossenen vermeinte, fast ist man geneigt, sie Reservate zu nennen – und doch schafft es der Autor mit seiner unvermittelten, ja drängenden Rede, sie lebendig werden zu lassen. Woher nimmt einer die Kraft, das Beharungsvermögen, ja die Hartnäckigkeit, Dinge so zu sagen, wie er selbst sehr wohl weiß, daß längst niemand mehr sie sagt?

Die eine Ressource, aus der sich Dietmar Stutzers geradlinige Inständigkeit speist, ist eine fast gläubige Verbundenheit mit der Natur, die sich auch auf die vom Menschen bewirtschafteten, auf die von ihm gezüchteten und ihm deshalb um so näheren Lebewesen erstreckt. Überraschend die Poesie und Spiritualität der Arbeit mit landwirt-

schaftlichen Großmaschinen „in der Kathedrale des Sommers, in dem sich die Maschinen wie Saurier durch die Kornfelder fressen, über sich den goldenen Staub, mit dem der hohe Sommer um sein sterbendes Getreide trauert“. Von Pferden über Rinder bis zu Hunden und Katzen, vom Hochwald bis zur Getreideähre hat alles nicht nur Eingang gefunden in Dietmar Stutzers Roman, sondern ist drängend präsent als Instanz, vor der sich Menschlichkeit bewähren muß.

Sie bewährt sich in Einzelfällen, doch übermächtig ist schließlich die Einsicht in die Unzulänglichkeit bis hin zur Niedertracht, ja Dämonie, das Fazit ist die Ent-Täuschung und in deren Folge eine gelassene Illusionslosigkeit – und diese ist's, die Dietmar Stutzers Text als innerster Pfeiler trägt: „Wenn man nicht vorher stirbt, erfährt man irgendwann, dass es die Menschen, mit denen man zu leben geglaubt hat, nicht gegeben hat. Gelebt haben andere.“

Eine heilsame Verstörung.

Georg Aescht (KK)

Weltläufigkeit von einst bis unlängst

Salka Viertel: Das unbelehrbare Herz. Erinnerungen an ein Leben mit Künstlern des 20. Jahrhunderts. Übersetzt von Helmut Degner, Nachwort von Michael Lentz. Die Andere Bibliothek. Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2010, 512 Seiten, 34 Euro

Sambor? Liegt in Galizien. Etwa 40 km südwestlich von Lemberg. Dieses Galizien gibt es heute nicht mehr. Früher lag es im Osten Österreich-Ungarns. In jener Zeit beginnt die Lebensgeschichte von Salka Viertel. Sie wurde am 15. Juni 1889 als Salomea Sarah Steuermann geboren. Ihr Vater war Rechtsanwalt in Sambor und viele Jahre dort Bürgermeister. Also gut situiert und assimiliert.

Salka Viertel war das älteste von vier musisch begabten Kindern. Früh zog es sie zum Theater. Das war zur damaligen Zeit kein Beruf für eine junge Frau aus gutem Haus. So sah das jedenfalls der Vater. Und dementsprechend reagierte er auf dergleichen Berufswünsche ablehnend. Gegen alle Widerstände gelingt es Salka Steuermann, Schauspielerin zu werden. Die Anfänge sind deprimierend. Nicht nur, daß die Anfängerin, die jugendliche Naive, wie diese Rollenbeschreibung damals noch hieß, sowieso die schlechtesten Rollen bekam, nein, sie war auch noch Freiwild der Regisseure und Intendanten.

Aber Salka Steuermann beißt sich durch. Preßburg und Teplitz-Schönau sind die ersten Stationen, dann folgen schon Zürich und Berlin. 1911 ist sie bei Max Reinhardt angekommen. Doch auch der große Max Reinhardt ist in seiner Arroganz nicht viel besser als der Schmierenchef in Teplitz-Schönau. Sie bekommt einen Vertrag, aber bis auf eine keine großen Rollen. Da ihr das Rollenangebot in Reinhardts Imperium nicht zusagt, zugleich aber auch ein verlockendes Angebot für Wien kommt, verläßt Salka Steuermann Berlin.

Bislang klingt alles, was sie schildert, geradezu idyllisch. Damit ist es mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges vorbei. Im Elternhaus quartiert sich ein General ein. Das Haus ist voller Soldaten, für die Familie wird es eng. Aber der Mangel an Komfort wird quasi durch Patriotismus ersetzt. Es folgt die Flucht nach Wien, wohin sonst. Dort lernt Salka Steuermann Berthold Viertel kennen. Noch am ersten Abend ihrer Bekanntschaft erklärt er ihr, dass er sie heiraten wird. Und es beginnt eine klassische Schauspielerehe: Die Ehepartner sind an Bühnen in verschiedenen Städten engagiert. Berthold Viertel ist nicht nur Regisseur und Schriftsteller, er ist auch Journalist. Prag, Dresden, Berlin sind die Stationen. Gemeinsam mit Fritz Kortner und anderen wird eine Theatertruppe gegründet, der freilich in diesen Zeiten – Infla-

tion, politische Unsicherheit – keine lange Lebensdauer beschert ist, von den mehr oder minder verdeckten Eitelkeiten der Akteure einmal abgesehen. Dann kommt ein Angebot aus den USA.

Natürlich gehen sie mit den drei Söhnen in die Staaten. Doch während Berthold Viertel immerhin in New York vor allem dann in der Exilzeit noch einigermaßen leben kann, versucht sich Salka Viertel in Hollywood als Drehbuchautorin. Diese Profession war ihr nicht in die Wiege gelegt worden, aber wie sie sich durchsetzt, das beschreibt sie sehr anschaulich.

Erstaunlich, wie lange sie sich weigert zu erkennen, daß ihre Beziehung, von Ehe kann man eigentlich kaum noch sprechen, zu Berthold Viertel immer brüchiger wird. Zwar gibt es immer wieder hinreißende Briefe von ihm, ab und zu trifft man sich auch, aber der Hauptanteil an der Erziehung der Kinder lastet auf ihr. Die Familie muß ernährt und das gastliche Haus unterhalten werden. Vor allem ihr als Europäerin werden Steine in den Weg gelegt, als Frau ist sie sowieso unterbezahlt.

Aber wie sie sich in Europa durchgesetzt hat, beißt sie sich auch in Hollywood durch. Sie hat das Glück, als Drehbuchautorin für Greta Garbo arbeiten zu können. Die beiden Frauen verstehen sich gut. Wie Salka Viertel um die ihr wesentlichen Teile der Drehbücher kämpft, das flößt Respekt ein, es erzählt auch etwas von dem Moloch Hollywood und vor allem davon, wie die Traumfabrik Alpträume fabriziert, und läßt erkennen, dass amerikanische und europäische Erzählweisen, ob filmisch oder literarisch, nicht zur Deckung zu bringen sind.

Die Bekanntschaft mit vielen Emigranten, die Öffnung ihres Hauses für sie, ihr Einsatz für mehr Rechte der Drehbuchautoren brachten ihr Schwierigkeiten mit dem Staat ein. Ein beantragter Paß wird verweigert, die Ausreise verzögert sich. So kommt sie 1953 erst Monate nach Berthold Viertels Tod an sein Grab, geschieden sind sie schon seit

1947. Das staatliche Misstrauen kränkt sie, hat sie doch immer die Vermutung gehegt, sie habe in einem Land gelebt, das Wert auf frei geäußerte Meinungen lege.

Salka Viertels unbelehrbares Herz ist auch ein sympathisches. Denn wenn auch unbelehrbar, immer folgt sie der Stimme eben dieses Herzens, weil sie diesen Weg für den einzig richtigen hält.

Ulrich Schmidt (KK)

Als ein jeder sich selbst am nächsten und am fernsten war

Eduard Dohmeier: Der Morgen, an dem ich die Milch holte. Eine Jugend 1945. Autobiographischer Roman. edition zweihorn, Neureichenau 2011, 222 Seiten, 7,95 Euro,

Im Januar 1945 befinden sich Edo, 13 Jahre alt, mit seiner Mutter und drei jüngeren Brüdern aus der Nähe von Posen auf der Flucht vor der Roten Armee. Der Vater bleibt im Volkssturm zurück. Ziel ist eine ferne Stadt im Westen, wo Oma und Opa leben. Wochenlang sind sie bei Eis und Schnee im offenen Pferdewagen unterwegs, bis sie, erschöpft, in eine kleine Stadt in Brandenburg geraten. Mit Mühe erkämpfen sie sich eine kleine Unterkunft. Für die Einheimischen sind sie Fremde. Die Mutter wird drangsaliert, die beiden ältesten Brüder geraten in gefährliche Händel. Man demütigt sie als „Polacken“.

Bald erreicht der Bombenkrieg die kleine Stadt. Die Front rückt näher. Vor ihren Augen vollzieht sich der Untergang der Wehrmacht. Nach dem Einmarsch der Roten Armee folgt das Chaos. Die Russen besetzen das Wohnviertel der Familie und grenzen es durch Schlagbäume ab. Als einzige Deutsche bleiben sie, umgeben von Militär, in ei-

ner winzigen Dachkammer zurück. Voller Angst um ihr Leben werden sie Zeugen brutaler Übergriffe. Mit Umsicht und Gewitztheit gelingt es der Mutter, ihre Kinder durchzubringen. Die beiden älteren Jungen helfen. Entsprechend der allgemeinen Moral sind sie in der Wahl ihrer Mittel nicht zimperlich. Im Laufe der Zeit gewinnen sie Freunde unter anderen Flüchtlingskindern, aber auch unter Einheimischen. Mit fremden Schicksalen werden sie bekannt: ehemalige Fremdarbeiter, Kriegsgefangene und russische Soldaten gehören dazu, aber auch Werwölfe, Nazis sowie Sozialisten der ersten Stunde.

Die spannende Handlung, das dramatische Geschehen der Zeit, lebendig erzählt, ziehen die Leser in den Bann. Der geschichtliche Hintergrund des Buches ist sorgfältig recherchiert, denn der Autor arbeitet auch wissenschaftlich über die Geschichte des „Dritten Reiches“, seine persönlichen Aufzeichnungen zu 1945 hat er frühzeitig erstellt.

Unter den Lesern befinden sich besonders häufig Altersgenossen des nahezu 80jährigen Autors, die ein ähnliches Flüchtlingschicksal erlebt haben. Aber auch deren Kinder und Enkel sind interessiert, weil sie sich eine Jugend ihrer Vorfahren im Jahre 1945 überhaupt nicht vorstellen können: „Der Autor schildert auf mitreißende Art seine eigene Geschichte. Das Buch führt Jugendliche in eine Zeit, die man ihnen im Geschichtsunterricht nie so nah bringen kann. Ich finde es wichtig, dass diese Geschichte einer großen Leserschaft zugänglich wird.“ (Stimmen von Jugendlichen im Alter von 14 und 15 Jahren der Arbeitsgemeinschaft Jugendbuch Göttingen).

Die Spannung des Romans löst sich erst auf den letzten Seiten auf, wo wir erfahren, ob die kleine Flüchtlingsfamilie wohlbehalten bei Oma und Opa im Westen ankommt und ob sie ihren im Osten zurückgebliebenen Vater wiedersieht.

Sabine Zucchi (KK)

Stalin als „Väterchen“ der Deutschen in Rumänien

Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas. Im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der LMU München herausgegeben von Peter Motzan und Anton Schwob. 6 (60), Jahrgang 2011, Heft 2

Wollten Rumäniens Kommunisten im Zuge und in der Folge des Zweiten Weltkrieges die Banater Schwaben und die Siebenbürger Sachsen vertreiben, wie das beispielsweise mit den Deutschen in der Tschechoslowakei oder in Polen geschehen war? Die Parteipropaganda hatte bis vor der politischen Wende die Position der kommunistischen Partei deutlich anders präsentiert, als es sich nun im Lichte bislang unter Verschluss gehaltener Dokumente darstellt. So hatte Parteichef Nicolae Ceausescu im Februar 1971 in einer Versammlung des offiziellen Rates der Werktätigen deutscher Nationalität gar behauptet, für die kommunistische Partei Rumäniens sei es „eine Ehre“, „niemals und unter keiner Bedingung daran gedacht zu haben, die Bevölkerung deutscher Nationalität aus Rumänien auszusiedeln“.

In einem enthüllenden Beitrag, den die Münchner Vierteljahresschrift „Spiegelungen“ in ihrem Heft 2/2011 veröffentlicht, hat die auf zeitgeschichtliche Fragen spezialisierte Journalistin Hannelore Baier (Hermannstadt/Sibiu), Mitarbeiterin der „Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien“, aufgrund teils noch nicht ausgewerteter Archivbelege nachgewiesen, welches die wahre Einstellung der kommunistischen Politiker Rumäniens der deutschen Minderheit gegenüber gewesen ist, die sie pauschal der Kollaboration mit den Nationalsozialisten bezichtigten.

„Wir möchten sie ausweisen“, äußerte Ghe-

orghe Gheorghiu-Dej, der damalige Generalsekretär der RKP, in einem Kreml-Gespräch Anfang April 1946. Obwohl Stalin deutlich machte, daß zu diesem Zeitpunkt, nach Beendigung des Krieges, eine Vertreibung dieser Gruppe nicht erwünscht sei, hofften die kommunistischen Führer noch bis August des gleichen Jahres auf diese für sie „beste Lösung“ (Vasile Luca) der „deutschen Frage“ durch Ausweisung.

Wie unmittelbar danach in Rumänien die Stalinsche Nationalitätenpolitik durchgesetzt wurde, zeigt die Autorin u. a. durch Auswertung eines Berichtes des US-amerikanischen Generals Cortland Van Rensselaer Schuyler, des Leiters der militärischen Mission der USA in der Alliierten Kontrollkommission in Rumänien, der nach einer Reise durch das Banat am 21. August 1945 eingehend die Lage der dortigen deutschen Minderheit beurteilt. Dieser Bericht und weitere Dokumente sind in „Spiegelungen“ als Faksimiles abgedruckt.

Erkennbar wird aus dem Beitrag zudem, daß auch die bürgerliche Nationale Bauernpartei in einer geplanten Evakuierung der Deutschen durch die Reichsregierung eine willkommene Lösung der deutschen Frage erblickte, ebenso die Sozialdemokraten, deren Vorsitzender Constantin Titel-Petrescu diesbezüglich äußerte: „Wir müssen von diesem historischen Moment profitieren.“

(KK)

Stafette-Literaturpreis

Am 3. Juni wurde zum ersten Mal im festlichen Rahmen des Foyers im Deutschen Staatstheater Temeswar im rumänischen Banat der Libeth-Rieping Stafette-Literaturpreis verliehen. Die Preisträger sind Robert Tari, Henrike Bradiceanu-Persem und Karin Körösi, sie teilen sich 300 Euro Preisgeld.

Der Preis wurde im Gedenken an die 2009 verstorbene Elisabeth Rieping von ihrem Ehemann, dem in Köln lebenden Exiliraner Ali Shafii, gestiftet. Libeth Rieping war eine große Freundin der rumäniendeutschen Literatur und speziell der Nachwuchsautoren des Stafette-Kreises in Temeswar. Der rumäniendeutsche Literaturkreis Stafette wurde 1992 als Nachfolger des Literaturkreises Adam Müller Guttenbrunn von Literaturfreunden und Autoren im Rahmen des Demokratischen Forums der Deutschen aus Temeswar gegründet.

Libeth Rieping und ihr Mann haben sich darum bemüht, Mitglieder des Stafette-Literaturkreises im Rahmen des Kulturaustausches Bundesrepublik Deutschland – Rumänien nach Köln einzuladen, wo sie – und dazu noch in Düsseldorf und in Bonn – Lesungen hielten. Auch beherbergte das Ehepaar Rieping–Shafii einige Mitglieder des Literaturkreises bei sich zu Hause. Der Preis soll jährlich verliehen werden. (KK)

Daniel Ernst Jablonsky

Die Ausstellung „Brückenschläge. Daniel Ernst Jablonski im Europa der Frühaufklärung“ des Deutschen Kulturforums östliches Europa im Rahmen des Jahres-schwerpunktes 2011, „Über ihre Zeit hinaus – Europäische Biographien“, in Zusammenarbeit mit der Daniel Ernst Jablonski-Forschungsstelle, Stuttgart, und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Potsdam, wird in Kooperation mit der Kirchengemeinde in der Evangelischen Sankt Nikolaikirche Potsdam gezeigt.

Daniel Ernst Jablonski (1660–1741), einer der namhaftesten Intellektuellen zwischen Barock und Aufklärung, ist als Vordenker für das Zusammenwachsen Europas in der Gegenwart neu zu entdecken. (KK)

Die Mauer zerschnitt mein Leben

Der August 1961 war für mich der Anfang von etwas, das drei Jahre lang kein Leben mehr sein sollte

Das Sommersemester 1961 in Mainz war am 31. Juli zu Ende gegangen, seit dem 1. August arbeitete ich, wie schon im Frühjahr, als Werkstudent bei der Reifenfirma Dunlop in Hanau. Ich war 24 Jahre alt und hatte sieben Semester Studium hinter mir. Von Bruchköbel, einem Dorf in der Nähe, wo

meine Eltern wohnten, fuhr ich täglich mit meinem Motorrad zur Frühschicht um 6 Uhr oder zur Spätschicht um 14 Uhr. Am Samstag, dem 12. August, machten wir einen Betriebsausflug. Dabei lernte ich eine fünf Jahre ältere Sekretärin aus der Verwaltung kennen, mit der ich mich für Sonntagmorgen am Kahler See, der schon in Unterfranken lag, zum Schwimmen verabredete. Dort, am Ufer des Sees, hörte ich im Radio zufällig die Nachricht, daß in Berlin in der vergangenen Nacht eine Mauer gebaut worden war.

Aufbau des Sozialismus 1961

Bild: Archiv



Ich weiß nicht, wie ich den Rest des Sonntags verbrachte. Ich hatte heftige Zweifel bekommen, ob ich im September zur Buchmesse nach Leipzig fahren sollte. Am Montagmorgen gab ich bei der Firma Dunlop einen Brief ab, dass ich nicht mehr zur Arbeit erscheinen würde, und fuhr, wie schon seit 1959, nach Nienburg/Weser, in dessen Nähe ein germanisches Gräberfeld aus dem sechsten Jahrhundert ausgegraben wurde. Hier arbeitete ich bis zum 28. August, fuhr dann noch einmal nach Bruchköbel, wo meine Eltern ihre Silberne Hochzeit feierten. Am 4. und 5. September versuchte ich, Günter Zehm zu erreichen, der im Dezember 1960 aus dem Zuchthaus Waldheim entlassen worden war und im Januar 1961 nach Westberlin hatte fliehen können. Er wohnte in Langen bei Frankfurt, war inzwischen 28 Jahre alt und schrieb an seiner Dissertation über Jean Paul Sartre.

Als Schüler des Leipziger Philosophen Ernst Bloch (1885–1977) war er im Som-

mer 1957 verhaftet und zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Aber ich konnte Günter Zehm nicht erreichen! Er war zur Häftlingskur in Bad Hersfeld. Jahre später hat er mir gesagt, er hätte mich gefesselt und festgebunden, wenn er gewußt hätte, daß ich nach Leipzig fahren wollte, denn ich hatte im Juni/Juli 1961 sieben DDR-kritische Artikel in der Mainzer Studentenzeitung „nobis“ veröffentlicht, was nach DDR-Gesetzen „staatsgefährdende Hetze“ war. Auch mein Vater warnte mich vor dieser Reise nach Leipzig, aber ich versuchte ihn zu beschwichtigen, ich hätte diese Artikel doch in Westdeutschland veröffentlicht, was ginge das die Staatssicherheit an?

Am Mittwoch, dem 6. September 1961, fuhr ich los, zuerst Richtung Norden und dann Richtung Osten. Bei Herleshausen war die Autobahn unterbrochen, weil bei Kriegsende die Brücke über die Fulda gesprengt worden war. Ich musste einige Kilometer über die Dörfer fahren und geriet dann an die westdeutsche Grenzkontrolle, was nur wenige Augenblicke dauerte, und einige hundert Meter weiter an die DDR-Grenze, wo ich vom Motorrad steigen und eine Baracke betreten mußte. Mein Ausweis wurde durch einen Schlitz in einen Raum geschoben, der abgeschirmt war, so daß man nicht sehen konnte, wer da saß. Leute, die nach mir gekommen waren, waren längst abgefertigt, während ich immer noch auf meinen Ausweis wartete. Schließlich kam ein Grenzoffizier auf mich zu, stellte mir eine unwichtige Frage und gab mir den Ausweis zurück: Ich durfte fahren!

Daß ich von diesem Augenblick an observiert wurde, hätte ich mir nicht vorstellen können. Aber 1993 konnte ich in meinen Akten lesen, daß ich in Leipzig drei Tage lang auf Schritt und Tritt überwacht worden war bis zur Verhaftung am 9. September, einem Samstag, gegen 11 Uhr auf dem Karl-Marx-Platz in Leipzig. Ich war schon gefangen, als ich eingereist war, man wartete nur auf den günstigsten Augenblick für den Zugriff! Und

der kam am Tag der Abreise, ich wollte zurückfahren nach Nienburg zur Ausgrabung und im November mein achtes Semester beginnen. Aber es kam anders!

Ich parkte am Samstagmorgen mein Motorrad vor dem Mendebrunnen, wo heute das Gewandhaus steht. Ich ging durch die Innenstadt und besuchte mehrere Buchhandlungen, schließlich betrat ich die Universität und notierte mir, was auf einem Aushang am Schwarzen Brett hing. Eine Pflichtvorlesung für Studenten aller Fachrichtungen und Studienjahre war da angekündigt, Thema „Die humanitäre Funktion des antifaschistischen Schutzwalls“. Das schrieb ich mir auf!

Dann ging ich, von der Spätsommersonne geblendet, quer über den Karl-Marx-Platz zu meinem Motorrad, hinter dem ein PKW geparkt war. Als ich den Zündschlüssel einstecken wollte, stiegen zwei Männer aus und erklärten mich für festgenommen. Das Motorrad mit aufgeschnalltem Koffer blieb stehen, in rasender Fahrt ging es durch die Leipziger Innenstadt zur Staatssicherheit in der Beethovenstraße. Dort stieg einer der Greifer aus, das Tor öffnete sich, und ich wurde für drei lange Jahre zum politischen Gefangenen.

Mein ganzes Leben wurde durch diese drei Jahre in Torgau und Waldheim in eine andere Richtung gedrängt. Wer in einem DDR-Zuchthaus gesessen hat, weiß alles über diesen Staat. Man gerät in eine ganz andere Welt, die man vorher nicht gekannt hat. Dort hausten die Opfer des „Klassenkampfes“, den Walter Ulbricht von Berlin-Pankow aus betrieb. Tausende von Menschen, die nie in ihrem Leben verhaftet und verurteilt worden wären, wenn es diese unseligen DDR-Gesetze nicht gegeben hätte, wonach es strafbar war, das Land zu verlassen, strafbar, den Staat zu kritisieren, strafbar, freie Wahlen und das Streikrecht zu fordern. Man ist gezeichnet, wenn man nach Jahren zurückkommt. Es ist, als verstünde man jetzt die Sprache der Vögel und könne es niemandem mitteilen!

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Temperament als Gestaltungskraft

Ingeborg Meyer ist immer so sehr sie selbst,
daß man ihr jede Gestalt glauben kann



*Couragierte Abweichung vom Brechtschen
Muster: Ingeborg Meyer als Mutter Courage*
Bild: Wikimedia Commons

Einer der Kurt Sieder-Preise wurde vor kurzem in Aachen an die Schauspielerin Ingeborg Meyer vergeben. Eine verdiente Auszeichnung, die eine lange und erfolgreiche Karriere belohnt. Ihre jüngste Rolle beim Grenzlandtheater Aachen war die Konsulin in den „Buddenbrooks“ nach dem berühmten Roman von Thomas Mann.

Die aus Siebenbürgen stammende Ingeborg Meyer gehört zu jenen Schauspielerinnen, die ein vielfältiges künstlerisches Potential besitzen und eine Vielfalt menschlicher Schicksale schauspielerisch nachvollziehen

können. Sie glänzt in Dramen und Komödien, im klassischen oder modernen Theater, im Schwank oder im Musical gleichermaßen. Sie ist eine ideale Darstellerin für das zeitgenössische Theater, in dem die Grenze zwischen Tragik und Komik, zwischen Wahrheit und Phantasie, zwischen Realismus und Absurdem verschwindet.

Aus einer der begabtesten Studentinnen der deutschen Abteilung des Theaterinstitutes zu Bukarest ist zuerst eine beliebte Darstellerin des Deutschen Staatstheaters Temeswar und später ein Star des Grenzlandtheaters Aachen geworden. Erfolgreich spielte sie auf verschiedene Bühnen in Frankfurt, Köln, Düsseldorf, Oberhausen und anderen deutschen Städten, und erhielt einstimmiges Lob der Kritik und des Publikums. Mit einem stürmischen schauspielerischen Temperament ausgestattet, findet sie den passenden Ausdruck für jede Rolle und gibt gleichzeitig jeder Figur eine starke persönliche Note.

In „Mutter Courage und ihre Kinder“ zum Beispiel sollte sie weder Brechts Verfremdungstheorie noch dem Muster Tribut, das von Helene Weigel am Berliner Ensemble geprägt wurde. In ihrer Darstellung war Anna Fierling die energische, habgierige Händlerin, die furchtlos über die Schlachtfelder zog und sich mit Soldaten prügelte, aber auch die Verkörperung der Weiblichkeit, der Verletzlichkeit einer Mutter, die um das Leben ihrer Kinder bangt. Manchmal schlau, manchmal naiv, manchmal humorvoll, aber stets fähig, im Zorn das Messer zu zücken. Ein authentisches, überzeugendes Porträt, das sowohl Mitleid als auch Abscheu erregte. Die Anna Fierling von Ingeborg Meyer war ein Weib von heute, das mit seinem Marketenderwagen durch die Ruinen in Tschetschenien oder Bosnien oder

die überfüllten Lager in Ruanda ziehen könnte.

Ein Höhepunkt in Ingeborg Meyers Karriere war die Winnie in „Glückliche Tage“ von Samuel Beckett. Das berühmte Einpersonensstück war diesmal keine Geschichte des Dahinvegetierens und des Verfalls einer Sterbenden – wie in vielen anderen Inszenierungen. Im Sand vergraben – bis zum Gürtel im ersten, bis zum Hals im zweiten Teil –, behält Winnie in der Darstellung von Ingeborg Meyer eine unbändige Vitalität und sprüht förmlich vor aufrichtiger Freude, unter der Sonne zu leben. Die besondere Dynamik der Aufführung entsprang der inneren Mobilität der Schauspielerin, ihrem intensiven Ausleben seelischer Zustände: Euphorie schöner Erinnerungen und Trübsal unerfüllter Träume, Liebe und Eifersucht, Einsamkeit und Unruhe, und stets die Erwartung eines neuen „glücklichen Tages“... Das Leben geht weiter, das Leben triumphiert immer, das hat Ingeborg Meyer meisterhaft gezeigt, eine ganz und gar originelle Interpretation von Becketts absurdem Theater. Selbst wenn die Existenz sinnlos wäre, berechtigt die

Lebensbegierde trotzdem zu einer besonderen Art Optimismus. Ein Kritiker bezeichnete Ingeborg Meyers Winnie als „Optimistin ohne Hoffnung“. Die Schauspielerin hat diese Rolle in mehreren Inszenierungen wiederholt und immer weiter ausgefeilt.

Als Dozentin und mittlerweile Schulleiterin der privaten Theaterschule Aachen vermittelt Ingeborg Meyer ihre Kenntnisse, ihre reichen Erfahrungen der jungen Generation. Im letzten Unterrichtsjahr hat sie mit den Schauspielstudenten fast sechs Monate „Woyzeck“ von Georg Büchner geprobt. Jede Rolle wurde mit den jungen Darstellern analysiert und bearbeitet. Die Inszenierung wurde vom Publikum mit viel Applaus belohnt.

Stürmischen Beifall erntete Ingeborg Meyer in musikalischen Kömödien. Man spricht zwar von der „leichten Muse“, aber leicht zu spielen sind diese Rollen nicht. Nur hohe Professionalität kann die totale Zwanglosigkeit und Spontaneität dieses Genres gewährleisten. Und die bringt kaum eine Bühnendarstellerin besser ein als Ingeborg Meyer.
A. Rotenberg (KK)

Frei im Netzwerk der Avantgarde

Eine beeindruckende Gesamtschau des Werkes einer alle Gattungen überspielenden (Lebens-)Künstlerin: Ré Soupault

Fotografin, Journalistin, Mode- und Filmemacherin sowie Übersetzerin – Ré Soupault ist eine der spannendsten und kreativsten Frauen des 20. Jahrhunderts. Das Schaffen der Bauhaus-Schülerin ist maßgeblich geprägt von den geistigen und künstlerischen Strömungen der deutschen und französischen Avantgarde der 1920er und 1930er Jahre. Ihr in den 1980er Jahren wiederentdecktes fotografisches Werk zählt zu den bedeutendsten des letzten Jahrhunderts.

In einer umfangreichen Retrospektive präsentiert das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg bis zum 4. September das Gesamtwerk Ré Soupaults sowie ausgewählte Kunstwerke von Zeitgenossen, mit denen sie künstlerisch und freundschaftlich verbunden war. Zu den Exponaten gehören Fotografien, Modezeichnungen und -entwürfe, Dokumente, Texte zu Kunst und Literatur sowie Radio-Essays. Die von der Kunsthalle Mannheim entwickelte Ausstellung,

*Wenn das Private
zum Spektakel
wird, kann erst
eine so erhabene
Perspektive das
bemüht Feierliche
und gelinde
Peinliche zu
freundlicher
Harmonie verbind-
den. Allerdings ist
es eine allzu
gewagte Hypothese,
daß die
Abkürzung auf der
Markise „Science
Fiction“ bedeuten
könnte: Hochzeit,
Paris 1934.*

*Fotografie von Ré
Soupault*

Bilder (auch Titel):
Kunstforum
Ostdeutsche
Galerie



kuratiert von Dr. Inge Herold und Ré Soupaults Nachlaßverwalter Manfred Metzner, zeigt alle Aspekte ihres kreativen Schaffens wie auch das Netzwerk der Avantgarde, in dem sie sich entfaltet hat. Zur Ausstellung erscheint ein umfangreicher Katalog (Verlag Das Wunderhorn/Heidelberg, 265 Seiten, zahlr. Abb., 29,80 Euro).

Ré wird als Meta Erna Niemeyer 1901 in Bublitz/Pommern geboren und stirbt im Alter von 95 Jahren in Paris. Ihr Studium am Bauhaus bei Design-Größen und Künstlern wie Johannes Itten, Paul Klee oder Wassily Kandinsky bestätigt sie bereits früh in dem Drang nach künstlerischem Ausdruck. Zahlreiche Begegnungen mit Künstlern und Intellektuellen ihrer Zeit wie Lucia Moholy, dem Fotografen Umbo oder Nina Kandinsky prägen ihr Schaffen. Ob als Assistentin des

schwedischen Avantgarde-Filmers Viking Eggeling, als Fotografin für Reisereportagen von Philippe Soupault, als Übersetzerin von Texten Tristan Tzaras, André Bretons und anderer oder als Essayistin – Ré Soupault findet stets neue Möglichkeiten zur kreativen Entfaltung.

1934, ein Jahr nachdem sie den französischen Journalisten, Schriftsteller und Surrealisten Philippe Soupault, die Liebe ihres Lebens, kennenlernt, beginnt Soupault zu fotografieren. Neben Reportagefotografien für Philippe porträtiert sie 1938 bis 1942 während eines Tunis-Aufenthalts das Leben der Nomaden in der Wüste und der Frauen in dem Prostituiertenviertel „Quartier réservé“. 1942, nach der Flucht des Paares vor den Nationalsozialisten aus Tunesien, scheinen alle Fotos aus den Jahren 1934 bis

1942 verloren. 1946 findet eine Freundin Ré Soupaults die Kiste mit dem Fotomaterial zufällig in Tunis auf einem Flohmarkt. 1988 zeigt Ré diese Negative und Fotos ihrem Verleger Manfred Metzner. Es folgen der späte Ruhm als Fotografin und weltweite Ausstellungen.

Die Fotografien Ré Soupaults sind geprägt von dem neuen Sehen und Denken Anfang des 20. Jahrhunderts. Ihre Momentaufnahmen des alltäglichen Lebens thematisieren das Verhältnis zwischen Individuum und Masse. Die Bilder überzeugen durch ein außergewöhnliches Gespür für Grundformen und Proportionen.

Mit Zeichnungen für die Zeitschrift „Sport im Bild“ und ihrem Pariser Modestudio „Ré Sport“ setzt die schier unbändig kreative Künstlerin 1928 bis 1934 Akzente in der europäischen Modewelt. Ihr revolutionäres Transformationskleid ist als Kritik an der zeitgenössischen Mode zu verstehen. Man

Ray fotografiert Rés Kollektionen. Ihre Mode konkurriert mit der von Coco Chanel und Elsa Schiaparelli.

Die vielseitigen Lebenserfahrungen Ré Soupaults fließen in ihre Arbeit als Autorin, Journalistin, Filmemacherin und Herausgeberin ein. Die unermüdliche Kreativität der (Lebens-)Künstlerin spiegelt sich in zahlreichen Texten zu Kunst und Literatur sowie ihren Radio-Essays wider.

Außerdem sind in der Ausstellung Arbeiten von Künstlern aus Ré Soupaults Umfeld zu sehen, so daß die gegenseitigen Prägungen und die Ausprägung des damaligen „Zeitgeistes“ deutlich werden: Marianne Brandt, Marianne Breslauer, Sonia Delaunay, Gisèle Freund, Werner Graeff, Florence Henri, George von Hoyningen-Huene, Johannes Itten, Wassily Kandinsky, André Kertész, Paul Klee, Lucia Moholy, László Moholy-Nagy, Man Ray, Oskar Schlemmer, Umbo. (KK)

Fotogene Montanindustrie

Thomas Voßbecks monumentale Dokumentation von postindustriellem Kulturerbe Oberschlesiens jetzt in Ratingen

Oberschlesien befindet sich ebenso wie das Ruhrgebiet in einem Prozeß der großen Umstrukturierungen. Zahlreiche Bergwerke, Kokereien, Hütten, Kraftwerke und Werke der Chemieindustrie, die das Landschaftsbild weitgehend prägten, sind mittlerweile verschwunden oder stehen kurz vor dem Ende. Bevor der Abriß oder die Modernisierungsarbeiten das Landschaftsbild verändern werden, hat der Fotograf Thomas Voßbeck mehrere Orte der Montanindustrie aufgesucht und zahlreiche Aufnahmen gefertigt (vgl. auch KK 1308).

Die Sonderausstellung im Oberschlesischen Landesmuseum von Ratingen-Hösel zeigt

unter dem Titel „Struktur und Architektur. Das postindustrielle Kulturerbe Oberschlesiens“ eine Auswahl von nahezu 50 großformatigen Farbfotografien, die Voßbeck während seiner Reisen „geschossen“ hat. Der Fotograf hat Licht und Schatten kreativ genutzt und die Hallen sowie Maschinen in Szene gesetzt.

Der künstlerische Aspekt der Aufnahmen sei – so Voßbeck – ebenso wichtig wie der abbildende. Er hat nicht konsequent ausschließlich die wichtigsten oder noch funktionsfähigen Gebäude einer Anlage fotografiert, sondern jene Architekturen, die aufgrund ihrer besonderen Struktur sein Inter-



Es stampft nicht mehr, aber es leuchtet
Bild aus der Ausstellung

esse geweckt haben.

Dem Betrachter der Bildkompositionen fallen sicherlich Gemeinsamkeiten zum Ruhr-

gebiet auf. So etwa dürfte die Elektro-Fördermaschine der Zeche Wiczorek in Katowitz an das Pendant auf der Zeche Zollern in Dortmund erinnern. Die Bilder werden durch Objekte aus dem Bereich der Montanindustrie ergänzt, während Hörstationen Arbeits- und Alltagsgeräusche aus der ober-schlesischen Montanwelt wiedergeben.

Das Projekt „Struktur und Architektur“ wurde von der Berliner Initiative Europa-reportage und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa in Zusammenarbeit mit dem Schlesischen Museum Katowice realisiert. Ausstellungspartner sind neben dem Oberschlesischen Landesmuseum das Schlesische Museum in Görlitz, das LWL-Industriemuseum (Landschaftsverband Westfalen-Lippe) und das Westfälische Landesmuseum für Industriekultur. D. G. (KK)

„Beutestreiben“ in künstlerischer Absicht

Ellingen: Meisterwerke der Jagdmalerei – in der Hauptrolle die östliche Landschaft

Vielen, die das alte Ostpreußen noch gekannt haben, gilt es als ein Land der Pferde- und Viehzucht. Ebenso sind ihnen unberührte Naturlandschaften in Erinnerung als Hort seltener Wildtiere, wie man sie in vielen anderen Provinzen bereits vor dem Zweiten Weltkrieg (fast) gar nicht mehr antreffen konnte. Diesem Paradies widmet sich die Ausstellung „Elch, Hirsch & Co. – Meisterwerke der Jagdmalerei“ des Kulturzentrums Ostpreußen Ellingen bis zum 4. Dezember.

Es ist die Jagdmalerei, die dem Ausstellungsbesucher mit den Augen des Jägers – denn die meisten Jagdmaler waren aktive Jäger – Einblicke in die Wildbahn gewährt. Der Jagdmaler vereint nicht nur die Genres der Landschafts- und Tiermalerei zu einem

Gesamtkunstwerk. Das wäre ihm zu wenig. Seine durch das Beutestreiben in unzähligen Stunden des Revieraufenthalts geschärften Sinne vermögen es, feinste Stimmungen und Spannungen zu erfassen. Und einem Meister seines Fachs gelingt es, diese Wechselwirkung zwischen Umwelt und Fauna ohne weiteren Erklärungsbedarf in seinen Gemälden darzustellen.

Ostpreußen war ein Magnet für Jagdmaler: Die dünenreiche Kurische Nehrung an der Ostsee war ebenso Heimat der Elche wie der Elchwald am gegenüberliegenden Haffufer, wo Seeadler und Schwarzstorch nisteten. Die Rominter Heide als Jagdrevier der Hohenzollern barg Bestände kapitalster Rothirsche. Hirsche, Schwarzwild und Rehe zogen ihre Fährte auch in der Johannis-



*Wie man in den Wald schaut, schaut „es“ zurück: Reinhold Feussner, Wildschweine auf erschneiter Schneise
Bild aus der Ausstellung*

burger Heide. Im Winter fielen gelegentlich Wölfe aus Litauen ein. Die seenreiche Landschaft Masurens zog Schwäne, Wildgänse und Wildenten an.

All das und mehr haben namhafte Künstler auf die Leinwand gebannt, allen voran der Ostpreuße Richard Friese, der Lieblingsjagdmaler Kaiser Wilhelms II. In Rominten trat der Niedersachse Richard Löbenberg ab den 1920er Jahren in seine Fußstapfen, während der Exilrusse Dimitrij von Prokofieff den Elchwald bevorzugte. Elche bewunderte

auch der Thüringer Hans Kallmeyer. Auch zwei ganz Große der Jagdmalerei sind in der Ausstellung vertreten: der Berliner Fritz Laube und der Pommer Manfred Schatz. Eines vereint sie alle, die Liebe zur Natur Ostpreußens. Das kommt in ihren Werken deutlich zum Ausdruck.

Dem Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg, Wellners Jagdkunstgalerie in Bad Münde sowie privaten Sammlern dankt das Kulturzentrum Ostpreußen in besonderem Maß für die Ausleihe der Exponate. (KK)

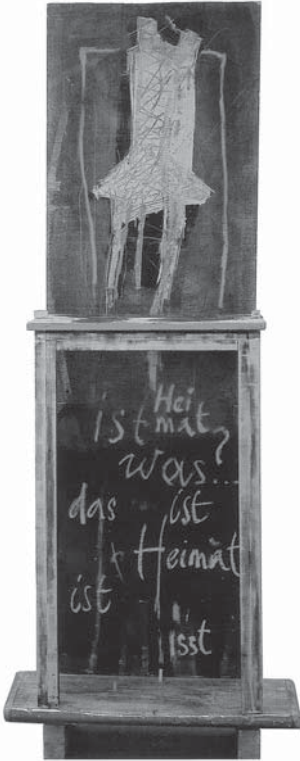
Die Schönheit des Fragwürdigen

Gert Fabritius' „Mythos Heimat“ in Ulm

Welche Bedeutung Heimat für ihn selbst hat, was Heimat für die Menschen bedeutet, bedeuten kann, das treibt den in Stuttgart lebenden Künstler Gert Fabritius schon lange um.

Er entstammt einer Familie aus Siebenbü-

rgen, ist in Bukarest geboren und 1977 nach Deutschland gesiedelt. „Transportable Heimat“ heißt eine Installation, die bis zum 25. September in der Ausstellung im Ulmer Donaueschwäbischen Zentralmuseum gezeigt wird.



Wenn ein roher Stuhl auf einem groben Pult thront, ist es an der Zeit, altväterliche Lehren in Zweifel zu ziehen: selbst-sprechendes Bild von Gert Fabritius

Bilder (auch S. 13) aus der Ausstellung

Der Maler und Holzschneider schafft kraftvolle, farbenprächtige, raumgreifende Bilder und Installationen. In seinen Werken spürt er der Verbindung von Heimat und Mythos nach. Fabritius zeigt viele neue und eigens für die Räume im Donauschwäbischen Zentralmuseum angefertigte Holzschnitte und Skulpturen. Auch seine „Ebenbilder“ sind zu sehen, Porträts von Menschen, die ihn geistesverwandt oder real begleitet haben, wie Herta Müller oder Ingo Glass.

Die Ausstellung entstand in Zusammenarbeit mit dem Siebenbürgischen Museum Gundsheim und wurde von Irmgard Sedler, der Leiterin der Museen Kornwestheim, kuratiert. (KK)

KK-Notizbuch

Das **Deutsche Kulturforum östliches Europa** lob im Jahr 2012 den **Georg Dehio-Buchpreis** aus. Mit dieser vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien dotierten Auszeichnung ehrt es Autoren, die sich in ihren Werken fundiert und differenziert mit den Traditionen und Interferenzen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa auseinandergesetzt haben. Das Deutsche Kulturforum nimmt bis zum 31. Oktober Vorschläge von Verlagen, Wissenschaftlern und Kritikern sowie von einschlägigen Institutionen und Organisationen im In- und Ausland entgegen. Eigenbewerbungen

sind nicht zulässig. Nähere Informationen unter www.kulturforum.info.

Der **Adalbert Stifter Verein** veranstaltet in Zusammenarbeit mit dem Tschechischen Zentrum München und der Sudetendeutschen Stiftung vom 11. bis zum 15. September eine **Studienreise** auf den Spuren Adalbert Stifters nach Triest und Umgebung.

Das **Sozialwerk der Ackermann Gemeinde** lädt zum V. Symposium „Patrone Europas“ zu dem Thema **„Glaubenszeugen in totalitärer Zeit“**

vom 21. bis zum 23. Oktober in die Abtei der Benediktiner in Rohr/Niederbayern ein. Informationen unter www.sozialwerk-ag.de.

Bis zum 10. September zeigt die **Künstlergilde** in ihrer Esslinger Galerie am Hafenmarkt Gemälde und Objekte von **Akos Matzon** aus Budapest.

Der **Kulturpreis Schlesien** des Landes

Niedersachsen an den Schriftsteller **Matthias Kneip**, den Bildhauer **Stanislaw Wysocki** und den Journalisten und Herausgeber **Alfred Theisen** wird am 3. September 9.30 Uhr in der Kaiserpfalz Goslar verliehen.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail georgaescht@arcor.de

